

KORRESPONDENZ

1312

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. September 2011

KULTURPOLITISCHE



OKR

Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcord.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Wissen ist ihr stets Pflicht

Auch das um das ostdeutsche Kulturerbe: Roswitha Wisniewski 3

Georg Aesch

Unsentimental sentimentalisch

Tagung zu „Wegen in die Zukunft“ 5

Martin Schmidt

Verträge sind zu erfüllen – auch mit Leben

Tagung zum deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag 8

Die Ostsee, das ist ein weites Feld

Bayrischer Schülerwettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ 11

Dieter Göllner

Prussia Rhenana

Einst westliches Bollwerk, jetzt Schmuckstück: Ehrenbreitstein 13

Die Elchschaufel im Bergischen

Ostpreußentreffen in Schloß Burg 15

Martin Schmidt

Vergessenes Erinnern

70 Jahre Deportationserlaß zu den Wolgadeutschen 16

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Rußlanddeutsche in Ostpreußen (BR) (*Norbert Matern*) 20

Haslinger: Jáchymow (*Jörg Bernhard Bilke*) 21

Städte und Dörfer im Banat (*Johann Steiner*) 21

Schlesisches Forschungswochende (*Ulrich Schmilewski*) 22

Denkmal van Straaten, Kaller, Kindermann 23

Literatur und Kunst

Markus Bauer

(Nach-)Klänge aus dem „Konservatorium Europas“

Rohrer Sommer der Ackermann-Gemeinde 24

Heinrich Lange

Thron-Konfusion

Sessel aus dem Königsberger Schloß 25

Mit Büchse, Feder und Verständnis

Der Naturschriftsteller Walter von Sanden-Guja 27

Ulla Dretzler

Das Gegenteil von Leere

Der Bildhauer Siegfried Erdmann 29

Gläsernes Schmachten

Glas und Keramik der „Petticoat-Ära“ 30

KK-Notizbuch

31

*Wenn man Kunst richtig anschaut, schaut sie zurück:
Siegfried Erdmann, Magisch*

Bild: siehe Seite 29

Wissen ist ihr stets Pflicht

Auch das um das ostdeutsche Kulturerbe: Roswitha Wisniewski setzt Schicksal und Gelehrsamkeit in Politik um

Seit einem guten halben Jahrhundert ist Prof. Dr. Roswitha Wisniewski eine prägende, eine richtungweisende Persönlichkeit – zunächst in der Wissenschaft, später auch in der Politik und über Jahrzehnte als Verantwortliche in zahlreichen Ehrenämtern. Zu diesen zählt das Amt der Vizepräsidentin der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, das sie seit 1995 innehat.

Geboren am 23. September 1926 im pommerschen Stolp, legte sie nach der Vertreibung im völlig zerstörten Berlin 1946 ihre Reifeprüfung ab und begann ihr Studium der Germanistik noch an der Humboldt-Universität, wechselte aber aus politischen Gründen 1948 an die neu gegründete Freie Universität Berlin, wo sie sich am Aufbau des Germanistischen Seminars beteiligte. Nach ihrer Promotion 1953 war sie Assistentin des Altgermanisten Helmut de Boor, studierte dann mit einem Stipendium der Deutschen

Bild: Archiv



Forschungsgemeinschaft Theologie in Marburg und Bonn und habilitierte sich 1960 mit einer Arbeit auf dem Gebiet der altnordischen Saga.

Ihre wissenschaftliche Laufbahn führte Roswitha Wisniewski von der Freien Universität Berlin zunächst 1965 an die Universität Kairo und dann 1967 nach Heidelberg, wo sie als erste Frau auf einem Lehrstuhl der 1386 gegründeten Universität bis zu ihrer Emeritierung 1994 ältere deutsche Sprache und Literatur lehrte.

Anders als viele Politiker heute hatte sich Roswitha Wisniewski also bereits eine hohe internationale wissenschaftliche Reputation erworben und übte einen verantwortungsvollen Beruf als Hochschullehrerin aus, als sie sich 1972 aufgrund der Studentenunruhen an ihrer Heidelberger Universität entschloß, auch politisch tätig zu werden. Sie übernahm Führungsaufgaben in der CDU Baden-Württembergs, in der Frauenunion und in der Kommunalpolitik. Nach dieser „Lehrzeit“ vertrat sie von 1976 bis 1994 ihr Land zunächst über die Landesliste, ab 1983 direkt den Wahlkreis Mannheim II – Bergstraße im Deutschen Bundestag.

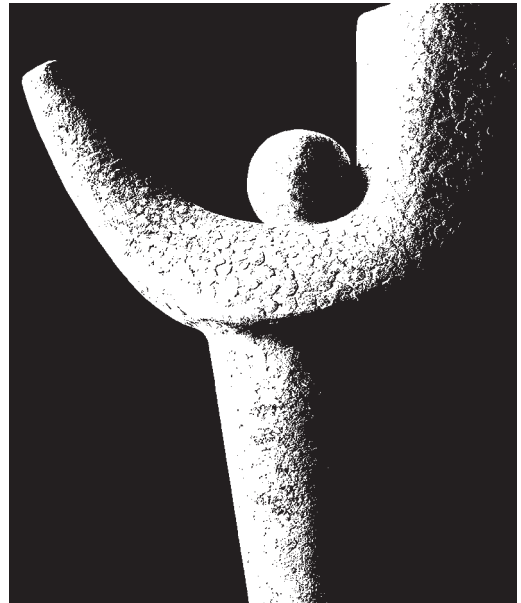
Die Schwerpunktsetzung ihrer Arbeit im Bundestag zeigt, wie sehr Roswitha Wisniewski – stellvertretend für viele Menschen ihrer Generation aus dem deutschen Osten – ihr persönliches Schicksal in zukunftsgerichtete Politik umzusetzen verstand. Als Sprecherin der CDU/CSU-Fraktion im Unterausschuß Kunst und Kultur wie auch als Mitglied der Gruppe der Vertriebenen in der CDU/CSU-Fraktion war sie maßgebend an der Vertriebenen-Gesetzgebung und an der Gestaltung der Kulturpolitik gemäß §96 BVFG beteiligt. Als Vorsitzende des Unterausschusses „Wiedergutmachung national-

sozialistischen Unrechts“ ging es ihr vor allem um die Pflege der Mahn- und Gedenkstätten nationalsozialistischer Verbrechen.

Die Professorin Roswitha Wisniewski war natürlich auch im Rahmen der Hochschul- und Bildungspolitik gefragt. Ihre besondere Zuwendung galt der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, dem angemessenen Rang der geisteswissenschaftlichen Disziplinen und den Frauen, die im Hochschulbereich deutlich unterrepräsentiert waren. Gemeinsam mit dem evangelischen Bischof Dr. Hermann Kunst gab sie 1988 ein „Handbuch für Frauenfragen“ heraus. Bis heute ist bei Roswitha Wisniewski dieses Anliegen spürbar, so wenn sie Konferenzprogramme unter dem Blickwinkel der Frauenbeteiligung kritisch betrachtet.

Herzensein Anliegen war und ist der Jubilarin die Pflege des ostdeutschen kulturellen Erbes. Sie hat an der Errichtung der Stiftungslehrstühle für deutsche Literatur und Sprache im östlichen Europa an den Universitäten Leipzig und Heidelberg ebenso mitgewirkt wie bei der Vergabe von Forschungsaufträgen oder als Mitglied der Auswahlkommissionen des Bundesinnenministeriums an der Vergabe des Immanuel-Kant-Habilitationsstipendiums und des Jacob-Grimm-Doktorandenstipendiums. Für ihr außergewöhnliches Engagement wurde Roswitha Wisniewski 1994 mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Für die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist Roswitha Wisniewski als Kuratorin für Literaturgeschichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, vor allem aber als Vizepräsidentin mit ihrem reichen Wissens- und Erfahrungsschatz eine unverzichtbare Ratgeberin. Nach dem Tode des Präsidenten Prof. Dr. Eberhard G. Schulz am 3. August 2010 hat sie für lange Monate die schwere Aufgabe der Gesamtverantwortung für die Stiftung übernommen und ist nicht müde geworden, mit freundlicher Hartnäckigkeit und Ausdauer für eine



Klarheit ist das Ergebnis des Ringens mit stumpfer Materie, in der Wissenschaft wie in der Kunst: Siegfried Erdmann, Landmarke

Bild: vgl. S. 29

im Stiftungsrat einvernehmlich durchsetzbare Nachfolgeregelung zu sorgen.

Roswitha Wisniewski ist ein echtes Vorbild, als Mensch, Wissenschaftlerin und Politikerin. Sie kann auf eine einzigartige Lebensleistung zurückschauen. Zurückhaltend und bescheiden in ihrer liebenswürdigen und sympathischen Art, mit wachem, kritischem Blick für das Wesentliche und klaren Kriterien für notwendige Zukunftsentscheidungen widmet sie sich bis heute – getreu der preußischen Devise „Mehr sein als scheinen“ – diszipliniert den Zielen, die sie sich gesetzt hat.

Roswitha Wisniewski hat sich um die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa verdient gemacht. Mit großer Dankbarkeit gratulieren Gremien und Mitarbeiter der Stiftung ihrer Vizepräsidentin Prof. Dr. Roswitha Wisniewski und wünschen ihr Gottes Segen, Gesundheit und noch viele Jahre gemeinsamen Wirkens!

Klaus Weigelt (KK)

Unsentimental sentimentalisch

Kulturarbeiter aus Deutschland und östlichen Nachbarländern suchen in Bonn nach „Wegen in die Zukunft“

Über Zukunft reden ist einfach, das demonstrieren Wahrsagerinnen, Börsen- und allerhand andere Makler auf dem Markt oder im Fernsehen und auf Schritt und Tritt, dass es einem vor lauter Zukunft schier schwarz wird vor Augen. Was da Tag für Tag in die Welt gesetzt wird, ist wohlfeil und läßt sich dennoch gut verkaufen, weil die Welt eben ein Gedächtnis hat, das nicht über den Tag hinausreicht. Deshalb muß ein Gespräch über „Wege in die Zukunft“, wie es die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR in Bonn veranstaltete, gerade mit dem und am Gedächtnis arbeiten, an dem, was Walter Benjamin als „Eingedenken“ begriffen hat. Ihn rief Karol Sauerland, Warschau/Thorn, denn auch als Zeugen und Wegweiser auf bei der Suche nach den „unterschiedlichen Erinnerungsräumen“ in Polen und Deutschland. Denn es sind diese Erinnerungsräume, aus denen allein man sich wohlgerüstet auf jene „Wege in die Zukunft“ machen kann.

Im „Eingedenken“ lag für den einst gehetzten und schlechterdings unerlösten Benjamin die einzig mögliche „Gerechtigkeit“ und schließlich „Erlösung“, und wie viel allenthalben noch der Erlösung harret auch in Europa und wie es immer mehr wird, je weiter man nach Osten kommt, das machte diese Tagung auf manchmal erschreckende, immer jedoch den Blick weitende Art und Weise deutlich. Klaus Weigelt, der Präsident der Stiftung, der mit der Leitung dieses zweiten Tagungsabschnittes das Erbe seines Vorgängers Eberhard Günter Schulz mit verbindlicher Eloquenz antrat, skizzierte eingangs die drei Koordinaten, in denen sich die rechten „Wege in die Zukunft“ ermessen lassen: Kulturarbeiter wie die im Bonner Collegium Leoninum versammelten Teilnehmer haben einen Reichtum zu beschwören

und zu verkünden, der im öffentlichen Bewußtsein vernachlässigt werde, jenen der deutsch geprägten Kulturlandschaften im Osten, und das tunlichst mit missionarischem Impetus und ohne scheelen Blick auf das gerade „Gängige“, vielmehr mit aufmerksamem Blick vor allem auf die nachwachsenden Generationen, die wissen müssen, was ihnen entginge und verlorenginge, wenn nicht ...

Daß viel verloren wäre, ja leider schon ist, das zeigten Christian-Erdmann Schott, Mainz, aus evangelischer und Werner Chrobak, Regensburg, aus katholischer Perspektive mit ihren „Aussichten für die kirchengeschichtliche und gemeindliche Arbeit zwischen den – jeweiligen – Kirchen Deutschlands und Polens“. Was die politischen Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Kirchen und ihr traditionelles geistliches und geistiges Gefüge ausgemacht haben, welche Brüche gerade die Boten der Erlösung, des Heils und der Nächstenliebe zu verkraften hatten und wie dabei Irrtum und Versagen, aber auch Zukunftsmut und Unverzagtheit gar nicht hierarchisch gestaffelt, sondern vom protestantischen Laien bis zum Apostolischen Stuhl „Ereignis“ wurden – und werden –, das ging den Hörern auf und damit eine für Katholiken wie Protestanten gleichermaßen brisante Frage: Kann es angehen, daß all die große Arbeit, die in diesem Bereich geleistet worden und zu leisten ist, ob in der Geschichtsforschung, in der Vertriebenenenseelsorge oder in der Ausiedlerintegration, daß all diese praktische christliche Mühe um den Mitmenschen mehr oder minder stillschweigend auf das Gleis des Ehrenamtes geschoben und damit abgeschoben wird?

So hatte das Lob von Joachim Sobotta, Düsseldorf, für den rastlosen Geschichts-

*Im gepflegten
Ambiente des
Collegium
Leoninum war von
Landschaften die
Rede, von denen
es einst geheißen
hätte: „Hic sunt
leones“ – und von
deren Zukunft:
Klaus Weigelt
stellt Johann
Schuth vor*

Bild: Neue
Zeitung, Budapest



forscher und Seelsorger Christian-Erdmann Schott schon einen Zug bitterer, wenngleich bestwilliger Ironie: Dem Pfarrer selbst komme unter anderen das Verdienst zu, daß es heute überhaupt noch einen Vortrag wie den seinen gebe, das sei mitnichten eine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis selbstloser Arbeit. Auch Christen haben es nicht leicht, um so weniger, wenn Nationalzwist und politische Grenzen zwischen sie getrieben werden, nicht miteinander und nicht mit den Einrichtungen, in denen sie geistlich beheimatet sind – und die ihnen ja oft als einzige Heimat blieben.

Mit diesen Feststellungen harmonierte die beinahe sarkastische Selbstbespiegelung des tschechischen Archivars Karel Halla aus Cheb/Eger, der 2007 im Gebietsarchiv in Pilsen das bayrisch-tschechische Netzwerk digitaler Geschichtsquellen „Porta fontium“ initiiert hat und gemeinsam mit den Kollegen von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns betreibt: Solche Projekte stehen und fallen mit Einzelpersonen, und günstig sei es halt, wenn eben diese Person ein Narr sei wie er. Weil er es aber mit Begeisterung ist, arbeitet er seit Jahr und Tag mit seinen wenigen Leuten und einigem europäi-

schen Geld an dieser digitalen Wiederherstellung eines Archivbestandes, den politische Gewalt dermaßen verheert und zerrissen hat, daß man lange an einer solchen Möglichkeit zweifeln mußte. Scanner und elektronische Bildverarbeitung, aber auch dokumentarische Akkuratessse bei der Aufbereitung der Texte und der Erstellung der jeweiligen Metadaten (Regesten, historische Kontextualisierung) und nicht zuletzt bayrische, sudetendeutsche und tschechische Professionalität und Begeisterung heilen historische Kriegswunden, das Wundpflaster heißt Verlinkung.

Als trefflich einander und untereinander verlinkt und verbunden, und zwar vom Volkstanz bis zum Internet-Auftritt, von der Arbeit in Presse und Funk bis hin zu Kunst und Literatur – in die er in einer eigenen Lesung einen reizvollen Einblick gewährte –, stellte Johann Schuth, Budapest, die „Ungarndeutschen in internationalen Netzwerken“ vor, und daß er seinen Vortrag panonisch neckisch „Seitensprünge“ genannt hatte, korrespondierte mit der lockeren Diktion, in der dargestellt wurde, was noch vor zwanzig Jahren nicht im mindesten locker war, vielmehr dramatisch unvorstellbar er-

schien – und das beileibe nicht nur in Ungarn, oder dort gerade am wenigsten.

Gerade diese neuerdings so vielfachen Möglichkeiten zu Reisen, Kontakten und Kommunikation machen es um so schwerer zu verstehen, was Karlheinz Lau, Berlin, eindringlich beklagte: Das historische Ostbrandenburg liegt buchstäblich „vor den Toren der deutschen Hauptstadt“ und wird doch in der deutschen Öffentlichkeit allzu wenig als „Brückenlandschaft zwischen Deutschland und Polen“ wahrgenommen – was natürlich jenseits der Oder kaum anders ist. Die Vokabel von der „Brücke“, festrednerisch weidlich ausgeweitet, sie taugt wenig, wenn man dem klaren Wort eines Kommentators der „Märkischen Oderzeitung“ Gehör schenkt, den Karlheinz Lau zitierte: „Deutsche und Polen haben sich aneinander gewöhnt, lieben gelernt haben sie sich noch nicht.“ Und gerade Gewöhnung war noch nie der rechte Antrieb zum Kennenlernen, zur Suche nach dem Andern und dessen Wahrheit, die in Bezug zur eigenen gesetzt werden muß – zur Forschung also. Überhaupt stellte sich die Geschichtsforschung, die „Wege in die Zukunft“ auf tun soll – und wird –, den Tagungsteilnehmern als ein stetes Schürfen in einerseits unwirtlichen, andererseits erstaunlich ergiebigen Bergwerken dar. Es ist eine Hauer- und Kärnerarbeit, aber zutage gefördert werden, so der Richtige „vor Ort“ ist, erstaunlich klare, ja kristalline Einsichten.

Uwe Neumärker von der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Berlin, wußte mit seinem pointiert enzyklopädischen, unsentimentalen, doch im besten Sinn sentimentalischen Vortrag nackte statistische Daten zu so finsternem Funkeln zu bringen, daß man sich fragte, woher man nur die Ignoranz nimmt, nach dem allem nicht oder nur gelegentlich zu fragen. Er unternahm eine kulturhistorische Reise vom siebenbürgischen Klausenburg nach Odessa, sodann in umgekehrter Richtung über Czernowitz, Lemberg, Breslau, Lublin, Wilna und Memel bis nach Königsberg, zeigte Bil-

der von all dem, was in den kriegsversehrten Städten noch von ihrer einst metropolitanen Dimension zeugt, und nannte Daten – allerdings diesmal keine Meta-, sondern schlicht kalendaristische und statistische Daten von erschütternder Einfachheit: In Odessa gab es Anfang des 20. Jahrhunderts 180 000 Juden, heute gibt es weder hier noch beispielsweise in Lemberg eine nennenswert präsenzte jüdische Gemeinde. Oder: Die meisten Zigeuner Deutschlands haben in Ostpreußen gelebt – einst. Wo sie alle sind, wissen wir, es bleibt zu lernen, wer sie waren und was sie für uns zu bedeuten haben. Ungeschehen zu machen ist nichts, so Uwe Neumärker, aber bewußt zu machen vieles.

Die Praxis seiner Stiftung euphorisiert genauso wenig wie die des Kulturzentrums Ostpreußen, über dessen deutsch-polnische Kooperationsunternehmungen Wolfgang Freyberg mit der dezidierten Gelassenheit dessen berichtete, der weiß, daß er die fundierten Argumente hat und daß diese sich schließlich auch in einer über Jahrzehnte propagandistisch geschädigten polnischen Kleinstadt durchsetzen, selbst gegen einen bildungsresistenten Bürgermeister. Seit 2004 erarbeitet sein Kulturzentrum zweisprachige Dauerausstellungen über die Geschichte etwa von Stuhm, Preußisch Holland, Saalfeld, Lyck oder Rosenberg, die heute in Polen liegen und deren Bewohner damit anschaulich über die deutsche Vergangenheit unterrichtet werden sollen – und siehe da, die Leute kommen, zu sehen, was war, um zu erfahren, was werden kann (wie ein einschlägiger Bericht in unserem Heft 1310 überschrieben war).

Grundbedingungen solchen Beginnens sind allerdings, und da scheint wohl manchem das Bild des Bergwerks wieder auf: Präsenz „vor Ort“, Sprachkenntnisse für den ungewungenen und nur dann auch fruchtbaren Dialog und Austausch von Personal und mithin von – im eigentlichen wie im übertragenen Sinn – grenzüberschreitenden Erfahrungen.

Nur durch solche Präsenz und die Kenntnis der polnischen Sprache kann auch der schon eingangs zitierte Germanistikprofessor Karol Sauerland eine so umfassende wie unbestechliche Diagnose der für Außenstehende oft rätselhaften polnischen Ereignisse der jungen und jüngsten Geschichte stellen, nur so kann er etwa die Rolle der Kirche als Animator und Moderator, wenngleich nicht Initiator der antikommunistischen Aufstandes definieren, nur so die für unsereins noch wenig faßbare charismatische Gestalt des Priesters Popielusko, ihre Wirkungsmacht und damit die Tragweite seiner Ermordung skizzieren.

Mit poetisch tastender Geste nähert sich jenem Land auch die Dichterin Monika Taubitz, der es in der Kindheit Heimat war, in dem sie aber jetzt nichts zu suchen habe – und dennoch habe sie etwas zu suchen, heißt es bei ihr so einfach wie erhellend, denn sie habe etwas verloren. Alle wissen, was das ist,

Monika Taubitz aber erzählt gerade davon, daß nichts unwiderbringlich verloren sei, ja – nicht ohne Überschwang – davon, daß selbst ein ursprünglich schwer zu ertragender Gedanke „immer annehmbarer, ja, vertrauter“ werden könne: daß der Grabstein des Vaters nach Warschau transportiert worden sei und „einen winzigen Beitrag zum Wiederaufbau der schändlich zerstörten Stadt geleistet“ habe. „Wir sind längst in der Zukunft angekommen.“

Dort mochten sich die Teilnehmer nun allerdings noch nicht wännen, und auch Klaus Weigelt malte zum Abschluß nicht vermeintlich erklimmte Gipfel aus, sondern strichelte ein Bild von den Mühen der Ebene, die vor uns allen liegen: Am Ende einer jeden solchen Tagung tut sich neben Erkenntnissen, Einsichten und Aussichten vor allem eines auf: weiterer, weiterhin dringender Bedarf.

Georg Aescht (KK)

Verträge sind zu erfüllen – auch mit Leben

Beim deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag sollte im zwanzigsten Jahr mehr drin sein, ergab eine Tagung in Königswinter

Diese zeithistorische Fachtagung sollte als „Korrektiv zur allgemeinen Schönfärberei“ zur Lage der deutsch-polnischen Nachbarschaft wirken, betonte Hans-Günther Parplies als Vorsitzender der gastgebenden Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Um ein Fazit vorwegzunehmen: Die mit rund 100 Teilnehmern trotz Ferienzeit sehr gut besuchte Veranstaltung in Königswinter konnte dank eines hochkarätigen Referentenkreises tatsächlich Kontrapunkte zur häufig inhaltsleeren Darstellung der Beziehungen der beiden größten mitteleuropäischen Länder setzen.

Bevor man sich der Bilanzierung von zwei Jahrzehnten Nachbarschaftsvertrag widme-

te und die auf der Einladung gestellte Frage: „Haben sich die Erwartungen erfüllt?“, zu beantworten versuchte, bekamen die Teilnehmer eine Einführung in die juristischen Rahmenbedingungen. Professor Gilbert H. Gornig von der Universität Marburg verwies auf die Beschwörung völkerrechtlicher Standards in § 2 des Vertrages vom 17. Juni 1991 und die Ausführungen zum Minderheitenschutz in § 20 bzw. zum Kulturgüterschutz in § 28. In aller Deutlichkeit wies er die von Warschau geforderte Gleichbehandlung der polnischstämmigen deutschen Staatsbürger und der heimatverbliebenen Deutschen jenseits von Oder und Neiße als „Minderheit“ zurück.

*Ein stilles Bild sagt
mehr als tausend
bewegte – und mehr
aus, als Worte
vermögen:
Donald Tusk, Lech
Walesa und Angela
Merkel bei den
Feierlichkeiten zu
20 Jahren friedliche
Revolution 2009*

Bild: Landeszentrale
für politische Bildung
Baden-Württemberg



Der an der Universität Bromberg (Bydgoszcz) lehrende polnische Historiker Professor Albert Kotowski zitierte in seinem „Rückblick auf die deutsch-polnische Nachbarschaft“ den Ministerpräsidenten Donald Tusk, wobei er feststellte, daß die „Zeit der großen Gesten“ vorbei sei und nunmehr nationale Interessenpolitik im Vordergrund stehe. Diese werde indes von beiden Seiten nicht überzeugend geleistet und entspreche schon gar nicht dem, was sich Berlin nach der Ablösung der Regierung Kaczynski erhofft habe, zumal die Kritik an den bundesstaatlichen Tendenzen der Europäischen Union nach Ansicht Kotowskis auch unter der Regentschaft Tusks weitergeführt werden dürfte. In sensiblen Fragen wie der Ostseepipeline oder dem Zentrum gegen Vertreibungen sei „immer noch eine unglaubliche Empfindlichkeit der polnischen Öffentlichkeit“ zu beobachten, was das weitgehende Verstummen entsprechender grenzübergreifender Diskussionen erkläre.

Die gemeinsame Deutsch-Polnische Erklärung vom 12. Juni bildete den Ausgangspunkt für eine kontroverse Debatte über die Zukunft der deutschen Volksgruppe in der Republik Polen. Während Ministerialrätin Maria Therese Müller in Vertretung von Staatssekretär Dr. Christoph Bergner, dem Beauftragten der Bundesregierung für Aus-

siedler- und Minderheitenfragen, in ihrem Grußwort die erfreulichen Aspekte der in mehrwöchigen Rundtischgesprächen ausgehandelten Erklärung hervorhob – namentlich die festgeschriebene stärkere Förderung von Objekten der deutschen Minderheit (insbesondere des Hauses der deutsch-polnischen Zusammenarbeit in Gleiwitz), die in Aussicht gestellten Hilfen beim Ausbau des muttersprachlichen Unterrichts sowie die Aufarbeitung „undemokratischer Praktiken“ des kommunistischen Polens gegen die deutschen Bürger –, markierte der Schlußvortrag des ersten Tages die Gegenposition: Tobias Norbert Körfer, der erst 1979 geborene frisch gewählte Vorsitzende der AGMO e.V., wettete gegen die allgemeine „Jubelberichterstattung“ und die Unverbindlichkeit der „Absichtserklärungen“.

Der mütterlicherseits aus einer ober-schlesischen Familie stammende Körfer rückte die Problematik des (Wieder-)Erwerbs des Deutschen als Muttersprache in den Mittelpunkt seiner Analysen zur „Sprach- und Identitätsproblematik der deutschen Volksgruppe in der Republik Polen“ und erntete viel Beifall. Es gab aber auch Kritik gerade von Kennern der heutigen Verhältnisse wegen der vorgetragenen „Maximalforderungen“ und eines bisweilen „aggressiven Tons“.

Tobias Körfer hob hervor, daß die Minderheit „institutionell zwar umfassend abgesichert“ sei, was aber nicht dazu führe, „die Sprach- und Identitätsproblematik zu klären“. Auf der Basis vertraglicher Zusicherungen des polnischen Staates müsse die Bundesrepublik Deutschland im Zusammenwirken mit den örtlichen Vertretern der deutschen Volksgruppe deshalb schnell ein flächendeckendes Angebot an muttersprachlichen deutschen Schulen und Kindergärten in Trägerschaft der Minderheit durchsetzen. Doch dies werde, so der AGMO-Vorsitzende, von beiden Regierungen nicht angestrebt, deren Erfolge sich nur auf „schmerzfreie Zonen“ erstreckten. Der Ausbau bilingualer Bildungsstätten sowie die forcierte Einrichtung der sogenannten „Samstagsschulen“, von denen es mittlerweile über 50 gebe, seien „unzureichende Konzepte“.

Diese Einschätzung wurde von mehreren Diskussionsteilnehmern als „wirklichkeits-

Beschwingt und sicher auf deutsch beschriftetem Boden, nicht so ganz auf dem der deutschen Sprache: Trachtengruppe aus Oberschlesien Bild: Haus Schlesien



fern“ zurückgewiesen, da es bei einer kurzfristigen Bereitstellung flächendeckender muttersprachlicher Kindergärten und Schulen – selbst wenn die nötigen Gebäude und die erforderlichen Gelder vorhanden wären – an geeigneten Lehrern und vor allem den nötigen Schülerzahlen mangeln würde. Daß eine Strategie, die die Folgen der jahrzehntelangen Zwangspolonisierung und die ohnehin schwierige Identitätslage im gemischtnationalen Oberschlesien außer acht läßt, zum Scheitern verurteilt wäre, machte nicht zuletzt der Eingangsvortrag des zweiten Tages deutlich.

Bernard Gaida, der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Polen (VdG), verteidigte in seinen Ausführungen „Zur aktuellen Situation der deutschen Volksgruppe in Polen“ auf ebenso kenntnisreiche wie sympathische Art die Notwendigkeit zweisprachiger Bildungsangebote für die nach eigener Schätzung mehr als 300 000 Angehörigen seiner Volksgruppe – „Eltern müssen ihre Kinder auch zum Deutschunterricht schicken“. Trotz des bedauerlichen Fehlens eigener Schulen und Kindergärten seien Signale einer Öffnung der Berliner Politik für die Belange der Minderheit zu beobachten, was im Wortlaut der Erklärung vom 12. Juni immerhin angedeutet würde.

Gaida betonte die Notwendigkeit eines ergänzenden heimatbezogenen Geschichts- und Landeskundeunterrichts in den Siedlungsgebieten der Minderheit sowie der Finanzierung eines eigenen deutschsprachigen Radiosenders und kritisierte den anhaltenden Vandalismus gegen zweisprachige Ortsschilder in Oberschlesien, gegen den die Behörden kaum einschritten. Er lobte die Leistungen des Minderheitenbeauftragten Christoph Bergner und die Rede von Staatspräsident Bronislaw Komorowski beim jüngsten Gedenken anlässlich des 90. Jahrestages der Annabergkämpfe, als dieser auch jenen Schlesiern seine Anerkennung aussprach, die seinerzeit gegen die polnischen Aufständischen und für eine Zukunft im Rah-

men des Deutschen Reiches stritten. Außerdem würdigte der Sprecher der deutschen Volksgruppe in der Republik Polen die jüngsten „moralischen Unterstützungen“ durch Bundeskanzlerin Merkel und den niedersächsischen Ministerpräsidenten McAllister (CDU) sowie durch dessen Amtskollegen Kurt Beck (SPD), der im September das mit Rheinland-Pfalz in einer Regionalpartnerschaft verbundene Opperlner Schlesien besuchen möchte.

Obwohl die Tagungsteilnehmer in Königswinter die Frage nach der Bewertung von zwei Jahrzehnten deutsch-polnischem Nachbarschaftsvertrag weitaus kritischer

beantworteten als die bundesdeutsche Politik und Medienöffentlichkeit, wiesen erhebliche Meinungsunterschiede im Detail auf die Notwendigkeit einer offenen Diskussion hin. An dieser sollten nicht zuletzt die mit der Thematik unmittelbar konfrontierten ostdeutschen Vertriebenen und deren Organisationen teilhaben. Vielleicht läßt sich dann ja in fünf Jahren eine erfreulichere Bilanz ziehen, wenn die von Tagungsleiter Hans-Günther Parplies halb ernst, halb scherzhaft in den Raum gestellte Veranstaltung zum 25jährigen Jubiläum des Nachbarschaftsvertrages Wirklichkeit werden sollte.

Martin Schmidt (KK)

Die Ostsee, das ist ein weites Feld

Schüler im bayrischen Wettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ gingen auf „Schatzsuche“ dorthin

Zum bayerischen Schuljahresende fand in der ehemaligen Reichsstadt Memmingen im bayerischen Schwaben die mehrtägige Abschlußveranstaltung des Schülerwettbewerbs „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ statt. Über 9000 Schülerinnen und Schüler in den unterschiedlichsten Altersgruppen von der zweiten bis zur zwölften Klasse befaßten sich in verschiedensten Disziplinen mit der Suche nach dem „Schatz der Ostsee“. Über 600 Preise wurden vergeben. 200 bayerische Schulen beteiligten sich am Wettbewerb, zwölf aus Oberschlesien und Pommern (Polen), zwei aus Rumänien, eine aus Ungarn und eine aus der Russischen Föderation. Über 100 Projekte wurden eingereicht, von denen die Siegerarbeiten nicht nur im Maximilian-Kolbe-Haus in Memmingen in einer Ausstellung vorgestellt, sondern den zahlreich erschienenen Gästen auch während eines Festaktes präsentiert werden konnten.

In Gegenwart des Memminger Oberbürgermeisters Dr. Ivo Holzinger, des Landesvor-

sitzenden des Bundes der Vertriebenen, Landrat Christian Knauer, und weiterer Vertreter aus Kommunal- und Landespolitik sowie zahlreichen landsmannschaftlichen Organisationen verliehen Ministerialdirigentin Elfriede Ohrnberger in Vertretung von Kultusminister Dr. Ludwig Spaenle die Preise an die bayerischen Teilnehmer, Dr. Ortfried Kotzian für das Haus des Deutschen Ostens und Dr. Horst Kühnel, der stellvertretende Vorsitzende des HDO-Fördervereins, jene für die ausländischen Teilnehmer.

In seinem Grußwort zu Sinn und Notwendigkeit des Wettbewerbs nahm Dr. Ortfried Kotzian, der Direktor des Hauses des Deutschen Ostens in München, auch zu aktuellen Entwicklungen in den baltischen Staaten nach der EU-Osterweiterung Stellung. Wir dokumentieren seine Ansprache in Auszügen.

Einen „Schatz“ galt es zu heben beim diesjährigen Schülerwettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“. In der Ostsee



Schatzsucher? Kneippianer in Hela vor gut hundert Jahren

Bild: Westpreußisches Landesmuseum

lag er verborgen oder besser ausgedrückt in den Ländern und Regionen, deren Küstenlinie sich an der Ostsee entlangzieht: Pommern, Danzig, West- und Ostpreußen, das Memelland, Litauen, Lettland, Estland und jener Teil Rußlands, der von der Festung Iwangorod an der estnisch-russischen Grenze bis St. Petersburg reicht. Der „Schatz“, der auf der Wettbewerbsausschreibung als großer Bernstein-Klunker mit Inkluse, einer versteinerten oder verharzten Stechmücke, Libelle oder sonst einem Insekt daherkam, war damit recht gegenständlich beschrieben. Wer das Wettbewerbsheft jedoch öffnete, dem wurde bald klar, um welchen „Schatz“ es in Wirklichkeit ging.

Es war der „Schatz der deutschen Kultur“ in den genannten Regionen und Ländern gemeint. Es ging um Kulturleistungen, um Kulturbeziehungen, um Kulturaustausch und um Kulturvermittlung. Dabei waren in einer mehr als 1000 Jahre andauernden gemeinsamen europäischen Geschichte beileibe nicht immer die Deutschen die Gebenden, Polen, Litauer, Esten, Letten und Russen dafür immer nur die Nehmenden. Es kam zu einer wechselseitigen kulturellen Befruchtung, die sich auf alle Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens bezog, die Nord-europa mit Osteuropa und beides mit Mitteleuropa verband. Neben den genannten Völkern spielten Dänen, Schweden, Finnen und andere eine ebenso wichtige Rolle wie die Deutschen.

Es gab zwei gute Gründe, warum im Jahre 2011 das Haus des Deutschen Ostens, das für die Verbreitung des bayerischen Schülerwettbewerbs im Ausland bei Schulen mit verstärktem Deutschunterricht zuständig ist, als Ziel seiner jährlichen Studienreise das Baltikum gewählt hat. Der eine liegt darin, daß die estnische Hauptstadt Reval (das ist der deutsche Name für Tallinn) zur Kulturhauptstadt Europas 2011 ernannt worden ist und weil mit Blick auf Reval/Tallinn und die deutsch-estnischen Beziehungen von „Geschichten am Meer“ gesprochen werden kann, wie das Kulturhauptstadtmotto für dieses Jahr lautet. Unter dem Namen Reval war die Stadt einer der wichtigsten Häfen und Handelsplätze der Hanse. Die Stadt wurde mit größter historischer Wahrscheinlichkeit von deutschen Kaufleuten gegründet. Der zweite Grund ist, daß wir mit unserer Reise den „Schatz der Ostsee“ heben wollten, weil wir auf „Spurensuche“ nach den Überresten deutscher Kultur und ihrer aktuellen historischen und politischen Verarbeitung gehen wollten in dem Bewußtsein, daß die allermeisten baltischen Städte auch deutsche Namen haben und es sich mit den geographischen Bezeichnungen beispielsweise der Inseln ebenso verhält: Dagö (Hiiumaa) oder Ösel (Saaremaa).

Am Ende der Reise mußten unsere Mitreisenden alle jene Rätsel lösen und jene Fragen beantworten, die der bayerische Schülerwettbewerb in diesem Jahr als Aufgabe gestellt hat. Was war das Ergebnis der Studienreise im Hinblick auf die Zielsetzungen des alle zwei Jahre stattfindenden Schülerwettbewerbs und im Hinblick auf die eigene Zielsetzung der Suche nach der deutschen Kultur im Baltikum?

Die diesjährige Studienreise trug den Titel „20 Jahre jung und echt europäisch: Die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen und ihre Beziehungen zu den Deutschen mit einem Besuch der Europäischen Kulturhauptstadt 2011 Tallinn/Reval“. Nach Abschluß der Reise würde ich das Stichwort „echt europäisch“ für alle drei im Mai 2004

in die Europäische Union eingetretenen Staaten mit einem Fragezeichen versehen. Wenn Zugehörigkeit zur Europäischen Union bedeutet, daß in den Mitgliedsstaaten „europäischer Geist, europäisches Bewußtsein und europäische Darstellung der Geschichte“ vorherrschen, verbunden mit Sprachenvielfalt, Offenheit gegenüber den kulturellen Leistungen des anderen, so haben diese „Tugenden“ in den letzten 20 Jahren in den baltischen Staaten eher ab- als zugenommen.

Ein Beispiel möge illustrieren, was ich meine. Im „Haus der Großen Gilde“ in Tallinn war wenige Tage vor unserem Besuch nach einer Neugestaltung das „Historische Museum Estlands“ feierlich eröffnet worden. Allein schon der Ort des Museums weist auf das Wirken der deutschen Kaufleute in Reval hin. Sie waren nämlich in der „Großen Gilde“ versammelt. Die mit erheblichem modernem technischen Aufwand gestaltete Ausstellung kannte nur zwei Sprachen: Estnisch und Englisch. Die ausgestellten Dokumente jedoch waren in deutscher Sprache.

So viel zur Sprachenpraxis. Von den Jahrhunderte andauernden deutschen Kultureinflüssen ganz zu schweigen, die nicht nur vom

Deutschen Orden und der Hanse ins Baltikum gebracht wurden, sondern im russischen Zarenreich in den deutschen Provinzen Rußlands durch die russischen Herrscher ausdrücklich gesichert wurden. Unter dem Deckmantel europäischer Moderne wird Geschichte „nationalisiert“. Das ist bedenklich und uneuropäisch.

Man sieht an diesem Beispiel, wie wichtig es ist, unsere bayerischen Schülerinnen und Schüler mit den gesellschaftlichen Prozessen in unseren europäischen Nachbarländern vertraut zu machen. Es geht darum, Politik zu durchschauen, sie analysieren und richtig bewerten und beurteilen zu können. Dabei dürfen wir unsere östlichen Nachbarn nicht aus dem Blickfeld verlieren, ja wir müssen sie neu entdecken. Deshalb ist dieser Schülerwettbewerb so wichtig. Deshalb ist es so wichtig, ihn auch im östlichen europäischen Ausland anzubieten. Daß in diesem Jahr zu den Schulen aus Polen (hier besonders Oberschlesien und Pommern) und Rumänien (Banat, Siebenbürgen, Sathmar) auch je eine Schule aus der Russischen Föderation und aus Ungarn teilgenommen hat, erfüllt uns mit Stolz. (KK)

Prussia Rhenana

Einst westliches Bollwerk, jetzt Schmuckstück: Ehrenbreitstein

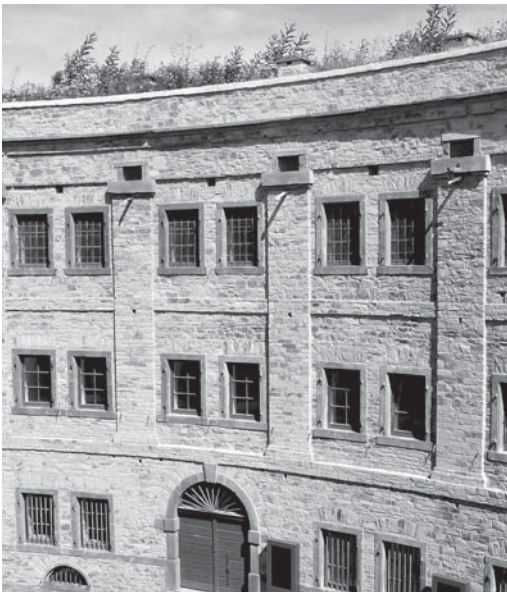
Seit diesem Frühjahr erstrahlt die geschichtsträchtige, strategisch günstig gelegene Festung Ehrenbreitstein in neuem Glanz. Im Zuge der Vorbereitungen für die Bundesgartenschau 2011 hat auch die ehemalige „Kriegsmaschine“ einen beachtlichen Wandlungsprozeß zu einem zivilen „Kulturfels“ erlebt. In der seit dem 16. Jahrhundert bestehenden kurtrierischen und später preußischen Befestigungsanlage sind neue Ausstellungen und Sonderschauen eingerichtet sowie Rundgänge erweitert worden.

Das 118 Meter über dem Rhein thronende Bollwerk gehörte zu den spektakulärsten preußischen Baukomplexen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Insgesamt acht Mal wurde die Festung Ehrenbreitstein ab 1830 auf ihre volle Gefechtsstärke von 1500 Mann und 80 Geschützen mobilisiert. Doch in beachtenswerte Kampfhandlungen wurde sie selbst im deutsch-französischen Krieg 1870/71 nicht verwickelt. Da der Festung die „Nagelprobe“ auf ihre Kriegstauglichkeit erspart blieb, wurde sie nie zerstört

und ist heute noch in großen Teilen im Originalzustand erhalten.

Wer dem neu angelegten kulturtouristischen „Weg zur Festungsgeschichte“ folgt, kann sich einen kompakten Überblick über die Meilensteine der Geschichte auf Ehrenbreitstein verschaffen. Die preußische Zeit nimmt dabei eine herausragende Stellung ein. Zu den für das Publikum erstmals zugänglichen Bereichen entlang des kulturtouristischen Rundwegs gehört unter anderem der Komplex „Turm Ungenannt“ und „Lange Linie“. Die museal aufbereitete Zeitreise führt durch mehrere Ausstellungsbereiche, die die wichtigsten Etappen von den Anfängen der Anlage bis zur „Entfestigung“ durch die Siegermächte des Ersten Weltkrieges veranschaulichen. So etwa finden die erste Siedlung auf dem Berg, die Befestigung des Berges in der Bronzezeit, die barocke Festung der Kurtrierer Herrschaft und schließlich die preußische Festung ihre Berücksichtigung. Der Weg führt durch neu eingerichtete Schauräume mit Szenarien aus dem einstigen Soldatenleben und erschließt bisher

Vertrauen ist gut, Vermauern ist besser: bei Wehrbauten ließen die Preußen ihre Sparsamkeit kaum walten Bild: der Autor



nicht öffentlich zugängliche Trakte und Räume der Festung.

Die Besucher erfahren bei ihrem Rundgang unter anderem, daß der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. gleich nach dem Wiener Kongreß und der Flucht Napoleons von Elba den Aufbau der Festung als Teil einer antifranzösischen Wehrlinie befohlen hatte. Zwischen 1817 und 1828 wurde dann die Feste auf den Ruinen der zerstörten kurtrierischen Anlage auf dem Ehrenbreitstein errichtet. Militäringenieur unter Gustav von Rauch, dem Generalinspekteur der preußischen Festungen, und Ernst Ludwig von Aster, dem Inspekteur der rheinischen Festungen Preußens, erbauten die weitläufige Festung als Teil eines Systems militärischer Befestigungen um die Stadt Koblenz herum.

Wanderer können übrigens den renovierten „General-Aster-Weg“ zwischen Ehrenbreitstein und der Festung nutzen und wortwörtlich auf den Spuren des preußischen Generals über steile Treppen und Pfade bis zu seinem „Baubüro“ wandeln. Carl Schnitzler, Ingenieur-Offizier der preußischen Armee, übernahm die Bauleitung. Die Anlage wurde von der preußischen Armee bis ins Jahr 1918 militärisch genutzt.

Auch das ausgeklügelte Wegesystem der Preußen wird nachvollziehbar präsentiert. Die Anlage wurde für die Verteidigung gegen die damals bekannten Waffen und Angriffsarten ausgelegt. Die einstigen Versorgungsgänge und Geschützstellungen dienten zugleich als Soldatenstuben. Im Gegensatz zu der früheren kurtrierischen Festung war die Preußenfeste nicht mit Söldnern, sondern mit Berufssoldaten und Wehrpflichtigen bemannt. Zweckmäßig eingerichtete Kasernenstuben sind entlang des Rundweges inszeniert.

Ein Schwerpunkt ist den Festungsgeschützen gewidmet. Anhand originaler Exponate oder Nachbauten wird ein Bogen von der wehrhaften kurtrierischen Zeit zur Preußenfestung gespannt.

Dieter Göllner (KK)

Die Elchschaufel im Bergischen

Alljährlich machen die Ostpreußen in Nordrhein-Westfalen Schloß Burg an der Wupper zu ihrem Gemütsort

Es ist bereits eine beliebte Tradition, daß die Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, jährlich im Sommer zu einer Kulturveranstaltung auf dem Plateau vor der Gedenkstätte der deutschen Heimatvertriebenen auf Schloß Burg bei Solingen einlädt. Zahlreiche Landsleute, aber auch viele Vertreter anderer Landsmannschaften sowie Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens haben auch diesmal die Gelegenheit zum Erinnern und zum Ausblick, zum „Plachandern“ und nicht zuletzt zum Besuch des Glockenturms und der Gedenkstätte genutzt.

Mitglieder aus den fünf nordrhein-westfälischen Regierungsbezirken der Landesgruppe im Zeichen der Elchschaufel boten an mehreren Ständen Kostproben von typisch ostpreußischen Speisen und Getränken an. Schmuckstücke aus Bernstein weckten ebenso das Interesse der Besucher wie Bücher, Bildbände und Landkarten. Wer die eine oder andere seltene Schrift unter die Lupe nehmen wollte, fand bei dem von Dr. Ernst Gierlich betreuten Büchertisch der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eine große Auswahl. Handarbeit wie zu Großmutterns Zeiten wurde von Jutta Scholz und Gertrud Graev aus Lüdenscheid vorgeführt. Sie haben sich auf das Weben von bunten Jostenbändern spezialisiert.

Die musikalisch umrahmte Kundgebung enthielt neben Grußworten beeindruckende Programmpunkte wie das Läuten der Königsberger und Breslauer Glocken, das Totengedenken in der Gedenkstätte der deutschen Heimatvertriebenen und das gemeinsame Singen des Ostpreußen- und des Deutschlandliedes. Ein Höhepunkt war der Vortrag von Professor Dr. Patrick Sensburg MdB, der zwei Kernthemen beleuchtete: die Leistung der Heimatvertriebenen beim Wie-



Gebackene Heimat mit einem Hauch Tupperparty, doch besonders viel Herzlichkeit: Angebot beim Ostpreußentreffen

Bild: privat

deraufbau des Landes und bei der Versöhnung sowie die Bedeutung der Heimatvertriebenen bei der Zukunftsgestaltung von Europa.

Ein weiterer Programmpunkt war dem Engagement von Werner Schuka und Jochen Zauner gewidmet, die sich in der modernen medialen Kommunikation für ostpreußische Belange und Aktivitäten starkmachen. Die beiden wurden mit der Silbernen Ehrennadel ausgezeichnet. Ihnen ist es zu verdanken, daß Ostpreußen und andere Heimatvertriebene über Generationen hinweg im Internet in Dialog treten können.

Den unterhaltsamen Part des Treffens übernahm Dr. Bärbel Beutner, die den mit Gedichtvorträgen bereicherten „Bunten Reigen“ mit musikalischen Darbietungen präsentierte.

Die Beteiligten und Besucher des „Kleinen Ostpreußentreffens“ waren sich einig: Im nächsten Sommer kommen sie wieder zum Stelldichein auf Schloß Burg an der Wupper. (KK)

Vergessenes Erinnern

Am 28. August jährte sich der Deportationserlaß des Obersten Sowjets der UdSSR zu den Wolgadeutschen zum 70. Mal

In der Bundesrepublik Deutschland ebenso wie in Rußland droht ein großes historisches Kapitel im Meer kollektiver Vergessenheit zu versinken: die Siedlungsgeschichte von Millionen Deutschen im russischen Zarenreich und dessen Nachfolgestaaten sowie die Auslöschung ihrer Heimatgebiete durch die Stalinschen Deportationen von 1941 mit der Spätfolge der weitgehenden Aussiedlung ihrer einstigen Bewohner in den binnen-deutschen Raum.

Der 28. August wäre das geeignete Datum gewesen, um an all das zu erinnern, denn an diesem Tag jährte sich der Deportationserlaß des Obersten Sowjets der UdSSR zu den Wolgadeutschen zum 70. Mal. Doch auch 2011 gab es keine angemessenen Trauer- und Solidaritätsbekundungen, weder in Deutschland noch in der Russischen Föderation. Letztere verweigert bis heute die Entsendung offizieller Vertreter zu entsprechenden Gedenkveranstaltungen und bekundet keinerlei Mitgefühl. Präsident Putin ging in seiner achtjährigen Amtszeit nicht

ein einziges Mal auf das Schicksal seiner rußlanddeutschen Landsleute ein, und auch Amtsnachfolger Medwedjew wollte sich an einer gemeinsamen deutsch-russischen Erklärung zur Erinnerung an die Massendeportation nicht beteiligen. Das vom Verfall seines Schriftguts bedrohte ehemalige Zentralarchiv der Wolgarepublik in Engels konnte 2004 bezeichnenderweise nur dank einer großzügigen Unterstützung der Bundesregierung in Höhe von 400 000 Euro erweitert und modernisiert werden.

Der 1959 in Dschambul in Kasachstan geborene, seit 1991 in Deutschland lebende und heute an der Universität Heidelberg lehrende rußlanddeutsche Wissenschaftler Dr. Viktor Krieger bemängelt in einem Memorandum zum Jahrestag am 28. August, daß in Deutschland keine einzige wissenschaftliche Institution für die rußlanddeutschen Einwohner existiere, „weder ein eigenständiges Forschungsinstitut oder Stadtmuseum noch ein nationales Archiv oder ein Bibliotheks- und Dokumentationszentrum“. Noch deutli-



САРАТОВЪ. Исторический центр.

Einen gastlichen Eindruck macht sie auf Anhieb nicht, die Deutsche Straße in Saratow, aber man war ja auch nicht zu Gast, sondern zu Hause – bis 1941

Bild: Westkreuz-Verlag/Sergej Terjochin

cher wird seine Kritik beim Blick nach Osten: „Bis heute gibt es in der Russischen Föderation kein zentrales Mahnmal für die deutschen Opfer der Deportationen und Arbeitslager, kein nationales Museum und Dokumentationszentrum, keine einzige Gedenkstätte auf dem Gelände eines ehemaligen Arbeitslagers. Im Schulunterricht wird ihre Verfolgung und Diskriminierung zur Sowjetzeit kaum thematisiert. Überhaupt fehlt dem historischen Gedächtnis der russischen Nation das Bewußtsein für das tragische Schicksal ihrer Mitbürger deutscher Herkunft.“

„Ein großes Befremden“, so fährt Krieger fort, „löste indes folgende Behauptung im gemeinsamen Communiqué aus, das während der 17. Sitzung der Deutsch-Russischen Regierungskommission für die Angelegenheit der Rußlanddeutschen im westsibirischen Tomsk, 16.–17. Mai 2011, vereinbart wurde: ‚Dabei plädieren die beiden Seiten für einen ehrlichen und verantwortungsvollen Blick auf die Ereignisse vor 70 Jahren. Die Deportation der sowjetischen Deutschen muss in einem historischen Kontext als Folge des Angriffs und der Besetzung der Gebiete der UdSSR durch Hitler-Deutschland betrachtet werden.‘

Als ob die Deportationen der koreanischen Minderheit im Jahre 1937 oder der Kalmyken, Tschetschenen oder Krimtataren 1943–1944 ebenfalls als ‚Folge‘ entsprechender ‚Angriffe‘ zu rechtfertigen wären! Ergebnisse der internationalen wissenschaftlichen Forschung, die sich vor allem auf Vorarbeiten der mutigen russischen Historiker und Archivare stützen, sind übereinstimmend: für das Stalinregime war der Angriff von Hitler-Deutschland nur der willkommene Anlaß, sich einiger unliebsamer Völkerschaften zu entledigen!“

Tatsächlich ist die kollektive Verschleppung der Rußlanddeutschen aus dem europäischen Teil der UdSSR nach Sibirien und Kasachstan ein tiefschwarzes Kapitel in der Geschichte der Großmacht im Osten, das

durch derartige Geschichtsklitterungen nicht aus der Welt zu schaffen ist und auch nicht allein mit der verbrecherischen Persönlichkeit Stalins erklärt werden kann. Ein Teil der Vorgeschichte ist bereits in den letzten Jahrzehnten der Zarenherrschaft und verstärkt im Ersten Weltkrieg auszumachen. Der sich rasch vergrößernde Landbesitz vor allem der schwarzmeerdeutschen Kolonisten in der heutigen Südukraine sowie die zunehmende Verbreitung des protestantischen Glaubens in der orthodoxen Bevölkerung dieser Landstriche (der sogenannte Stundismus) riefen antideutsche Pressekampagnen hervor, die durch das Unbehagen vor der wirtschaftlichen und militärischen Dynamik des wilhelminischen Deutschen Reiches zusätzlich genährt wurden.

Im Ersten Weltkrieg, den der Zar sofort zu einem „Vaterländischen Krieg“ vor allem gegen das Deutsche Reich und alle Deutschen erklärt hatte, mußten die eigenen deutschstämmigen Bürger sehr bald als Sündenböcke herhalten. Nach den vernichtenden Niederlagen in Ostpreußen wurden auf Drängen des Militärs die pauschal der Spionage verdächtigten deutschen Kolonisten, aber auch Juden aus den frontnahen Gebieten in das tiefe Hinterland zwangsumgesiedelt.

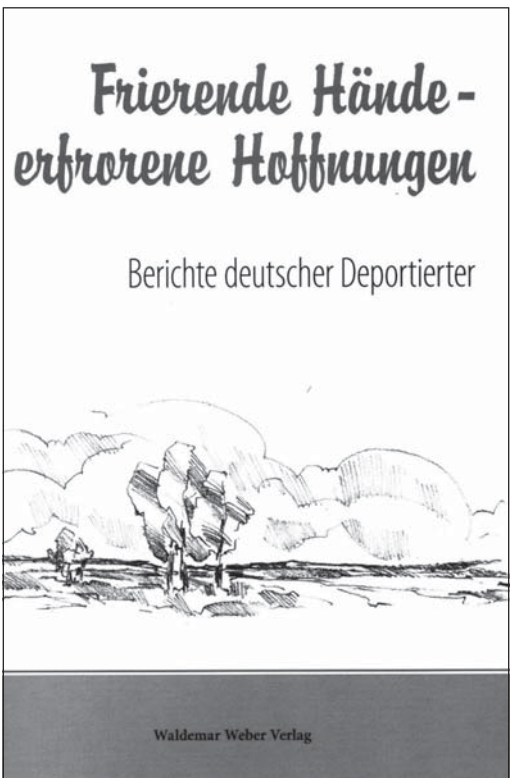
Von diesen ersten Deportationen waren Ende 1914 und 1915 rund 200 000 Deutsche in Russisch-Polen, Wolhynien, Podolien und anderen Gebieten betroffen. Obwohl die Treue der Rußlanddeutschen zum Zarenregime bekannt war und etwa 250 000 von ihnen als Offiziere und Soldaten gegen die Mittelmächte kämpften, entstand im Laufe des Krieges ein gesetzliches Regelwerk zur Liquidierung des deutschen Landbesitzes.

Daß es nicht schon damals noch schlimmer kam, verhinderte wohl nur die Februarrevolution von 1917 und die Machtergreifung der Bolschewiki. Insbesondere die Wolgadeutschen standen diesen in ihrer Mehrheit zunächst keineswegs grundsätzlich ablehnend gegenüber, zumal ihnen Lenins Nationalitätenpolitik das Recht auf eine

sprachlich-kulturelle Eigenentwicklung samt Territorialautonomie zubilligte. So wurde die 1918 gegründete Deutsche Kommune an der Wolga 1925 zu einer Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen (ASSRdWD) aufgewertet; außerdem bildeten sich nationale Landkreise (Rayons) in der Ukraine, auf der Krim, im Nordkaukasus, im Südrural und in Sibirien. Obwohl angesichts der Rahmenbedingungen im zentral gelenkten kommunistischen System von einer wirklichen lokalen Selbstverwaltung nicht die Rede sein konnte, gab es einige institutionelle Errungenschaften, und die ethno-kulturelle Substanz der Deutschen im Sowjetreich schien gesichert.

Bereits Mitte der dreißiger Jahre änderte sich allerdings die Lage grundlegend. Das vom Ziel der schnellen Weltrevolution strategisch abrückende Stalin-Regime setzte fortan auf sowjetrussischen Patriotismus und rigiden Zentralismus. Man witterte überall innere wie äußere Verschwörungen und schottete sich ab. Sogenannte „feindliche Nationalitäten“ als mutmaßliche Fünfte Kolonnen ausländischer Mächte waren nun das Ziel von Massenverhaftungen und „prophylaktischen“ Deportationen. Bereits 1935 wurde das Leningrader Gebiet durch vollständige Ausiedlung der finnischen Minderheit „ethnisch gesäubert“, im Folgejahr fielen in der Sowjetukraine 69 000 polnische und deutsche Grenzbewohner der Verbannung nach Nordkasachstan zum Opfer, ehe 1937 das Los der Deportation 170 000 aus dem Fernen Osten nach Mittelasien umgesiedelte Koreaner traf. Im Zuge des Großen Terrors von 1937/38 starben besonders viele Angehörige der Diaspora-Minderheiten; der Anteil ermordeter Deutscher lag mit 14,7 Prozent (bei nur 1,4 Prozent der Gesamtbevölkerung) besonders hoch. Ein Fünftel der deutschen Männer zwischen 20 und 59 Jahren in der Ukraine kam in diesen beiden besonders schrecklichen Jahren um.

Mit dem Zweiten Weltkrieg radikalisierte sich die kommunistische Politik gegen „unliebsame“ Völker nochmals. 1940/41 traf es



Der Erzählerwettbewerb, den der OKR 2003 noch ausschreiben konnte, erbrachte so zahlreiche Erlebnis- und Erlebensberichte Rußlanddeutscher, daß die Stiftung sich zu dieser Anthologie entschloß

Hunderttausende Polen, Ukrainer, Juden, Moldauer, Esten, Letten und Litauer, die aus den annektierten Gebieten im Westen in die asiatischen Landesteile verschleppt wurden. Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion und dem überraschend schnellen Vorrücken der Wehrmacht mußten die „verräterischen“ Rußlanddeutschen wiederum als Sündenböcke herhalten. Bereits Mitte August 1941 begann eine völlig unorganisierte Räumung der Krim von den dort beheimateten rund 53 000 Deutschen, die zunächst in den Nordkaukasus gelangten.

Auf einer geheimen Politbüro-Sitzung vom 26. August 1941 ordnete Stalin dann die Auflösung der Autonomen Wolgarepublik und die Zwangsumsiedlung ihrer deutschen Bewohner unter Federführung des Volks-

kommissariats für Innere Angelegenheiten (NKWD) an. Zwei Tage später erfolgte die formaljuristisch notwendige Zustimmung durch das (machtlose) Staatsoberhaupt Michail Kalinin, der im Namen des Obersten Sowjets den Ukas „Über die Umsiedlung der Deutschen, die in den Wolga-Rayons leben“ unterzeichnete.

Der Erlaß unterstellte den Deutschen das Vorhandensein von „Tausenden und Zehntausenden Diversanten und Spionen“ in ihren Reihen, die „nach einem aus Deutschland gegebenen Signal“ Sprengstoffanschläge verüben sollten. Die Verbannung anderer rußlanddeutscher Volksgruppen beispielsweise aus den noch nicht besetzten Teilen der Ukraine, aus dem Kaukasus oder aus Großstädten wie Moskau, Leningrad und Saratow verlief in den nachfolgenden Wochen und Monaten auf der Grundlage zusätzlicher geheimer Regierungsbeschlüsse.

Bis Ende 1941 wurden im Zuge der größten Deportation der Sowjetgeschichte 794 059 Deutsche aus dem europäischen Landesteil allein aus ethnischen Gründen nach Sibirien und Kasachstan „umgesiedelt“, darunter 438 715 Wolgadeutsche. Es handelte sich um eine totale Vertreibung und Entrechtung der Opfer, verbunden mit der Ausmerzung aller ihrer kulturellen Spuren. Deutsche Hochschulen, Theater, Orchester und Bibliotheken mußten schließen, Unmengen an Büchern wurden verbrannt, und fast alle Bestände des erst 1925 gegründeten Zentralen Museums der ASSR der Wolgadeutschen in Engels sowie andere kostbare Sammlungen gingen durch unsachgemäße Lagerung oder schlichtweg durch Raub und Plünderung für alle Zeiten verloren. Deutsche Ortsbezeichnungen verschwanden, so dass es fortan an der Wolga kein Balzer und kein Mariental mehr gab, sondern nur noch ein „Krasnoarmejsk“ bzw. „Sowetskoje“.

Sämtliche rußlanddeutschen Deportierten, auch die während des Großen Terrors noch nicht ermordeten Angehörigen der politischen und kulturellen Eliten sowie die bis dahin im Felde stehenden deutschstämmigen Soldaten, kamen in entlegene ländliche Verbannungsorte. Fast alle Jugendlichen und Erwachsenen mußten in Arbeitslagern beim Eisenbahnbau, in Industriebetrieben, Bergwerken oder beim Holzfällen in den endlosen sibirischen Wäldern schuften. Keine andere Volksgruppe in der Sowjetunion wurde in dem Maße ausgebeutet wie die etwa 350 000 rußlanddeutschen Zwangsarbeiter. Ihre Sterblichkeitsrate lag laut Hochrechnungen aus einzelnen Lagern bei über 20 Prozent. Die bösartige kollektive Stimmungsmache gegen die „deutschen Faschisten“ dauerte jahrelang an und schwächte sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nur langsam ab. Längst hatten die propagandistisch geschürten Ressentiments bei den anderen Nationalitäten Eingang in das Bewußtsein breiter Schichten gefunden und das Verhältnis zu den deutschen Mitbewohnern nachhaltig vergiftet.

Der Neubeginn der entwurzelten, in sozialer Hinsicht völlig durcheinandergewirbelten und auf sich gestellten Rußlanddeutschen war somit von einer schweren Hypothek belastet, die ihre ethno-kulturelle Zukunft im sowjetischen bzw. postsowjetischen Machtbereich außerordentlich problematisch erscheinen ließ oder sie vielleicht von vornherein unmöglich machte. Letzteres auch deshalb, weil die Führung in Moskau zu keiner Zeit willens war, die zögerliche Rehabilitation der deutschen Opfer mit einer umfassenden Wiederherstellung ihrer Bürgerrechte einschließlich des Rechts auf Heimat zu verknüpfen. Die Aussiedlung in den binnendeutschen Raum war nur eine Frage der Zeit und der politischen Umsetzbarkeit.

Martin Schmidt (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Westsiedlung: Rußlanddeutsche ziehen nach Ostpreußen

Zur besten Sendezeit wiederholte der Bildungskanal BR Alpha den einstündigen Fernsehfilm „Neue Heimat Ostpreußen“ des NDR. Gewagt haben den Neuanfang Rußlanddeutsche, die meist aus Kasachstan in die Oblast Kaliningrad, Rußlands Exklave im Gebiet des früheren Königsbergs, gekommen sind. „In Kasachstan durften wir kein Deutsch sprechen, hier im einstigen Ostpreußen können wir es.“ Der Film bewies, wie gut etwa ein Drittel der Rußlanddeutschen die Sprache ihrer Vorfahren bewahrt haben, andere besuchen die Sprachkurse im Deutsch-russischen Haus von Königsberg/Kaliningrad.

Fernsehzuschauern, denen Ostpreußen fremd ist, vermittelten zweisprachige Karten die Orientierung in der Oblast Kaliningrad, die mit etwa einer Million Einwohnern ungefähr so groß ist wie Schleswig-Holstein. Die Kamera fuhr über gut bestellte Felder ebenso wie über immer noch brachliegende Flächen, etwa zwei Drittel des eigentlich landwirtschaftlich zu nutzenden Landes. Kein Wunder, daß die Einwohner von Gilge/Matrosovo im Memelgebiet nicht nur auf Touristen, sondern auch auf Fachkräfte aus Rußland, Polen oder Deutschland warten.

Leni Ehrlich, die in Gilge ein Hotel errichtet hat, erzählt von den schwierigen Anfängen. 17 Familien kamen nach der Wende an die Memel, aber die meisten reisten dann nach Deutschland weiter. Die Rußlanddeutschen waren nicht willkommen. Viktor Hoffmann hat aus der einstigen Kolchose einen gewinnbringenden landwirtschaftlichen Betrieb gemacht. Er setzt auf deutsche Investoren, auf deutsche Rückwanderer. „Ich hoffe, aus

Deutschland kommen viele zurück“, sagt Lina Witt vom neugegründeten „Deutschen Bauernverband“, der sechs Bauernhöfe zu einer Einheit zusammengefaßt hat. Sie braucht dringend 30 Familien, für die sie auch Wohnungen bauen will. Denn: Wer neugekauft Land nicht nutzt, verliert es wieder an den Staat.

Zweitausend deutsche Dörfer sind seit Kriegsende verschwunden. Die Oblast Kaliningrad bräuchte siebzigtausend Zuwanderer, Wohnraum für sie wird allmählich geschaffen. In Königsberg sollen die häßlichen Plattenbauten, die nach 1945 in der geschundenen Stadt für die Neuankömmlinge schnell hochgezogen werden mußten, abgerissen werden, auf dem Lande muß Verfallenes renoviert werden. „Königsberg wird eine europäische Metropole mit russischem Herzen“, sagt der rußlanddeutsche Manager Alexander Hisekorn in seinem schicken Büro. Niemandsländ will man nicht den Spekulanten überlassen.

Deutsch gesprochen wird auch in der evangelischen Auferstehungskirche. „Die meisten in der Oblast sind ja Atheisten“, sagt der Pfarrer, da muß behutsam zur Religion der Vorfahren zurückgeführt werden.

In Tilsit/Sovetsk, einst Ostpreußens zweitgrößter Stadt, hat Herbert Oswald eine Papierfabrik übernommen. Alle seine Verwandten sind in Deutschland, er aber hat Erfolg und sieht hier seine berufliche Zukunft. Ostpreußen war einst die Kornkammer Deutschlands und ein Land der Pferde. In Georgenburg/Maevka retteten Rußlanddeutsche das Gestüt und machten es zu einem „Schmuckstück“. Gezüchtet werden Holsteiner, Hannoveraner und Trakehner. Käufer kommen aus Rußland, Polen und der arabischen Welt.

Norbert Matern (KK)

Menschenschinderei in Nordböhmen

Josef Haslinger: Jáchymow. Roman. S. Fischer, Frankfurt am Main, 272 S., 19,95 Euro

Der Schriftsteller Josef Haslinger, geboren 1955 im niederösterreichischen Zwettl, wurde 1995 mit seinem in Wien spielenden Roman „Opernball“ bekannt. Seit 1996 lebt er in Leipzig, wo er am 1955 gegründeten Literaturinstitut unterrichtet. Sein neuer Roman trägt den schlichten Titel „Jáchymow“, den tschechischen Namen der nordböhmisches Stadt Joachimsthal. Sie wurde 1516 von Deutschen gegründet, die im 16. Jahrhundert durch den Abbau reicher Silbervorkommen im Erzgebirge zu Wohlstand und Ansehen gelangten. Nach Prag war Joachimsthal vor dem Dreißigjährigen Krieg die bedeutendste Stadt im Königreich Böhmen. Auch als Heilbad hatte Joachimsthal einen internationalen Ruf.

Nachdem 1898 das französische Forscherpaar Marie und Pierre Curie im Uranpech das Element Radium entdeckt hatte, wurde in den Joachimsthaler Bergwerken Uranpecherz zur Radiumgewinnung gefördert, was mit starken Gesundheitsschäden für die Bergleute verbunden war bis hin zu Verstrahlungen mit Karzinom-Bildung, die als Joachimsthaler Krankheit bezeichnet wurde und mit dem Krebstod endete.

In Josef Haslingers Roman werden diese Zustände im Uranbergbau, der auch auf deutscher Seite vehement betrieben wurde, drastisch beschrieben. Die sowjetrussische Besatzungsmacht benötigte damals dringend Uranerz zur Produktion von Atombomben, um mit der amerikanischen Rüstungsindustrie gleichziehen zu können, weshalb Arbeitskräfte, Zivilisten und Häftlinge in gleicher Weise, rücksichtslos ausgebeutet wurden.

Josef Haslinger erzählt seine Geschichte aus mehreren Perspektiven. Da gibt es den

Wiener Verleger Anselm Findeisen, der von seinem Arzt zur Kur nach Jáchymow geschickt wird. Dort lernt er eine Tänzerin kennen, die Tochter des Bauingenieurs Bohumil Modry, den es tatsächlich gegeben hat und der nach dem Krieg ein berühmter Eishockeyspieler war. Sie erzählt ihm vom grausamen Schicksal ihres Vaters, der als Sportler gefeiert wurde, bis er in Ungnade fiel und wegen „Verschwörung“ gegen die neuen Machthaber zu 15 Jahren Zwangsarbeit im Uranbergbau verurteilt wurde. Im Arbeitslager wurde Bohumil Modry geschunden und als gebrochener Mann 1955 entlassen. Er starb 1963, gerade 46 Jahre alt, an der Joachimsthaler Krankheit.

In einem Interview äußerte Josef Haslinger: „Mir war das Ausmaß der Zwangsarbeit in den Uranminen nicht bekannt.“ Wer es wissen wollte, wie dort mit politischen Häftlingen umgegangen wurde, hätte es wissen können, wenn er die richtigen Leute befragt hätte. Die Sudetendeutschen wußten es, der Münchner Verleger Herbert Fleissner, der 1928 in Eger geboren wurde, war auch zum Einsatz im Joachimsthaler Uranbergbau vorgesehen, konnte aber fliehen. Wie er erzählte, ist von seinen Kameraden, die im Sammellager zurückgeblieben waren, keiner zurückgekommen.

Josef Haslinger wird für diesen Roman am 25. September mit dem Rheingau-Literaturpreis 2011 ausgezeichnet. Der Preis ist mit 10 000 Euro und 111 Flaschen Rheingauer Riesling dotiert.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Kleine Welt, großes Banat – hier erfährt erstere vom letzteren

Das Banat und die Banater Schwaben. Band 5, Städte und Dörfer. Beiträge zur Siedlungsgeschichte der Deutschen im Banat, 670 Seiten, Großformat, 45 Euro plus Versandkosten.

„Städte und Dörfer“ heißt der Band 5 der Reihe „Das Banat und die Banater Schwaben“, der jetzt erschienen ist. Das Buchprojekt hatte die Landsmannschaft der Banater Schwaben 1981 mit der Herausgabe des Bandes „Kirchen und kirchliche Einrichtungen“ gestartet. In der Folge sind erschienen: „Der Leidensweg der Banater Schwaben im 20. Jahrhundert“, „Trachten und Brauchtum“ und die Dokumentation „Schule und andere Kultureinrichtungen“. Diese ersten vier Bände sind inzwischen vergriffen. Die Neuerscheinung „Städte und Dörfer“ stellt einen Beitrag zur Dokumentation der Siedlungs- und Entwicklungsgeschichte des Banats in den zurückliegenden drei Jahrhunderten dar.

Mit dem 670 Seiten starken, reich bebilderten großformatigen Buch liegt zum ersten Mal eine umfassende Darstellung der Siedlungsgeschichte von rund 150 Banater Ortschaften mit deutscher Bevölkerung vor. Diese Ortschaften liegen ausschließlich im rumänischen Teil des nach dem Ersten Weltkrieg dreigeteilten Landstrichs zwischen den Flüssen Marosch im Norden, Theiß im Westen und Donau im Süden und dem Banater Bergland im Osten. Nicht berücksichtigt sind die Ortschaften in den zu Serbien und Ungarn gehörenden Teilen des Banats.

Die Neuerscheinung wendet sich an mehrere Zielgruppen: an die Generation der Landsleute, „die noch bewusster Teil der deutschen Gemeinschaft im Banat waren“, wie auch an deren Nachfahren und an alle Leser, die sich mit dieser einmaligen südosteuropäischen Kulturlandschaft vertraut machen wollen, heißt es im Vorwort.

Die einzelnen Beiträge über die deutschen Siedlungen im Banat – über Geschichte, Brauchtum, Kultur, Wirtschaft und Schicksal seiner Bewohner – führen den Leser in die Städte und Dörfer des Südwestens von Rumänien. Die Präsentation der einzelnen Orte

am Unterlauf der Donau, der Akzent auf bestimmte Schwerpunkte und die Illustrationen sind von Ort zu Ort verschieden. Jeder Beitrag hat seine individuelle Note und folgt der von der Heimatortsgemeinschaft und dem Autor vertretenen Sichtweise. So ist ein Buch entstanden, das die Ereignisse der Ortsgeschichte festzuhalten versucht, beginnend mit der Ansiedlung im 18. Jahrhundert bis zum Exodus der Banater Deutschen vor mehr als zwei Jahrzehnten. Gleich einem Mosaik fügen sich die einzelnen Beiträge zusammen und ergeben ein großes, farbenprächtiges Bild einer einzigartigen Landschaft.

Redakteurin Elke Hoffmann spricht von einem Buch wider das Vergessen, zum Erinnern an die Banater Heimat. Es sei aber auch ein Buch zum Kennenlernen der Lebenswelt der Menschen in dem Landstrich zwischen den Flüssen Marosch im Norden und Donau im Süden. Es soll an die ehemalige Heimat erinnern, deren Bild die Banater Deutschen entscheidend mitgeprägt haben. Der Band kann beim Herausgeber, der Landsmannschaft der Banater Schwaben in München, bestellt werden.

Johann Steiner (KK)

Schlesisches Forschungs- wochenende

Die Stiftung Kulturwerk Schlesien und der Verein für Geschichte Schlesiens e. V. führen wieder ein „Heimatgeschichtliches Wochenende für schlesische Ortschronisten und Familienforscher“ durch. Ging es bei den fünf Wochenenden der Jahre 1999 sowie 2003 bis 2006 vor allem um die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens, so sollen diesmal die Teilnehmer vorrangig selbst zu Wort kommen. Die Anregung, auch in diesem Jahr ein „Heimatgeschichtliches Wochenende“ durchzuführen, stammt von Jür-

gen Schwanitz, Ortschronist von Rohnau am Scharlachberg, Kr. Landeshut, und ehemaliger Referent bei der Veranstaltung 2003. Er kennt inzwischen einen ganzen Kreis von Personen, die im Bobertal und im Waldenburger Land forschen, weshalb sich die diesjährige Veranstaltung speziell, aber nicht nur an Forscher in dieser Region wendet.

Das Heimatgeschichtliche Wochenende findet vom 28. bis zum 30. Oktober 2011 in der Franken-Akademie Schloß Schney bei Lichtenfels statt. In einigen thematischen Vorträgen werden Quellengattungen wie Urbare, Leichenpredigten u. ä. vorgestellt. Den Teilnehmern wird die Möglichkeit geboten, ihre Arbeitsprojekte in einem 10minütigen Vortrag zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen, wobei nach Rücksprache auch längere Präsentationen möglich sind.

Die Teilnehmerzahl ist auf 30 Personen begrenzt, um ein effektives Arbeiten zu ermöglichen. Die Kosten für Unterkunft im Einzelzimmer, Vollpension und Tagungsunterlagen betragen 175 Euro. Wer teilnehmen möchte, wende sich bitte an die Stiftung Kulturwerk Schlesien (Telefon 09 31 / 5 36 96, info@kulturwerk-schlesien.de) und gebe an, ob er Familien- (Familiennamen, Region) oder Heimatforscher (Ort, Kreis) ist. Die Teilnahmezusage erfolgt durch die Stiftung in der Reihenfolge der Anmeldungen.

Ulrich Schmilewski (KK)

Werenfried van Straaten, Maximilian Kaller, Adolf Kindermann

Ein Denkmal für den Gründer des weltweiten katholischen Hilfswerks „Kirche in Not“, Pater Werenfried van Straaten, sowie für Bischof Maximilian Kaller und Weihbischof Adolf Kindermann wurde in Königstein im

Taunus enthüllt. Der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner wird das Standbild für die drei großen Persönlichkeiten der Vertriebenenseelsorge auf dem Pater-Werenfried-Platz einweihen.

Die Initiative zu dieser Würdigung war vom Freundeskreis Werenfried-Denkmal in Königstein ausgegangen. „Diese echten Freunde Pater Werenfrieds tragen mit ihrer Initiative maßgeblich dazu bei, das Andenken an unseren Gründer hochzuhalten“, sagte Karin Maria Fenbert, die Geschäftsführerin des deutschen Zweiges von „Kirche in Not“, im Vorfeld der Einweihung.

Der aus dem Ermland vertriebene Bischof Kaller war von Papst Pius XII. im Jahr 1946 zum ersten Vertriebenenbischof ernannt worden und hatte mit Prälat Kindermann, dem Rektor des deutschen Priesterseminars in Prag, in Königstein begonnen, die vertriebenen Priester und Theologen zu sammeln. Kaller starb bereits 1947, aber es gelang Kindermann, die „Königsteiner Anstalten“ mit einem Priesterseminar, der Philosophisch-Theologischen Hochschule, einem Gymnasium, dem Haus der Begegnung und verschiedenen Instituten zu einem „Vaterhaus der Vertriebenen“ zu machen.

1948 hatte der bekannte niederländische „Speckpater“ Werenfried van Straaten erstmals Königstein besucht. Die Stadt wurde später zu seiner zweiten Heimat und zur internationalen Zentrale von „Kirche in Not“.

Zur Einweihung des Denkmals hat der Kirchenhistoriker Rudolf Grulich eine 175-seitige Festschrift erstellt. Unter dem Titel „Königstein – Stadt des Aufbaus und der Versöhnung“ enthält sie mehr als 60 historische Fotos. Die Anfänge und der Aufbau der „Königsteiner Anstalten“ werden in dem Buch ebenso dargestellt wie die 45 Kongresse „Kirche in Not“, die in Königstein stattfanden. Es kann beim Institut für Kirchengeschichte Böhmen–Mähren–Schlesien, e.V., Haus Königstein, Zum Sportfeld 14, 63667 Geiß-Nidda, bestellt werden. (KK)

Literatur und Kunst

(Nach-)Klänge aus dem „Konservatorium Europas“

Beim Rohrer Sommer, der kulturellen Initiative „aus der Mitte der Ackermann-Gemeinde“, feiert Böhmen musikalische Urständ

Zu den Traditionsveranstaltungen der Ackermann-Gemeinde gehört zweifelsohne der Rohrer Sommer. Als „kulturelle Initiative aus der Mitte der Ackermann-Gemeinde“ sieht Adolf Ullmann, früherer Bundesvorsitzender und seit Beginn Mentor der Veranstaltung, diese vielschichtige Kulturveranstaltung. Die 21. Auflage versammelte insgesamt 94 Teilnehmer aus Deutschland und Tschechien im Kloster Rohr.

Aktives kulturelles Tun, und das in ganz unterschiedlichen Betätigungsfeldern und für alle Generationen – das ist das Programm des Rohrer Sommers. Da kommt es schon mal vor, daß drei Generationen einer Familie dabei sind, die Altersspanne reichte heuer von einem halben bis zu 89 Jahren. Die 89jährige Edeltraud Höß aus München hat übrigens nur bei einem Rohrer Sommer gefehlt, und da war sie im Krankenhaus.

Viele sind es nicht, um so vielfältiger jedoch der künstlerische Wille: Chor und Orchester des Rohrer Sommers bei der Neuentdeckung von Franz Johann Habermanns „Missa St. Joannis Nepomuceni“ Bild: der Autor



Das musikalische Programm konnte sich sehen und vor allem hören lassen, dargeboten von den Gesangssolisten, dem Blockflötenensemble (Leitung Christa Ullmann), dem Quintett, dem Chor und dem Orchester. Werke von Franz Xaver Richter, Johann Anton Reichenauer, Antonin Dvorák, Joseph Gabriel Rheinberger, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Lukás Matousek, Antonio Rosetti und Franz Johann Habermann standen auf dem Programm des Konzerts am Ende der Tagung in der Rohrer Abteikirche, wobei Habermanns „Missa St. Joannis Nepomuceni“ auch am letzten Veranstaltungstag beim Sonntagsgottesdienst zur Aufführung kam. Rudolf Baumgartl, ein Urgestein der Ackermann-Gemeinde, war in einem Archiv in Prag auf diese unbekannte Messe gestoßen, so daß sie nun einstudiert und aufgeführt werden konnte. Dank Stephanie Kocher (Chorleitung) und Simon Ullmann (Orchesterleitung) gelang die Aufführung angesichts der geschilderten Rahmenbedingungen sehr gut.

Doch nicht nur aktives Musizieren war angesagt, sondern beispielsweise auch Wissenswertes über das „Konservatorium Europas“, d. h. über die zahlreichen Komponisten aus Böhmen im 17. und 18. Jahrhundert, die vielfach in andere europäische Länder ausgewandert sind und etwa in Wien, Paris oder Mailand die Musikszene beeinflusst haben. Oder über die Mannheimer Schule, d. h. die zunehmende Einbeziehung von Hörnern und Oboen bzw. Flöten in Streicherbesetzungen. Auch hier finden sich die Wurzeln bei böhmischen Komponisten, die Ele-

mente aus der Volksmusik in die klassische Musik übernahmen – und damit auch das eine oder andere Blasinstrument.

Für die rund 23 Kinder unter zehn Jahren gab es separate Angebote – zum Beispiel Basteln, musikalische Früherziehung (Gabriele Koch) oder Puppenspiel (Leitung Jutta Böhm) – die Blockflötenanfänger umrahmten übrigens das Puppenspiel musikalisch. Und Figuren für das Puppenspiel gestalteten die „Holzwürmer“ unter Anleitung von Adolf Ullmann. Volkstänze (aus unterschiedlichen deutschen Regionen und früheren Siedlungsgebieten) und Volksmusik waren bei Barbara Hauck angesagt, textiles Gestalten bei Traudl Heppner, wo Seidentücher und -schals, T-Shirts und Taschen hergestellt, aber auch Karten aus Papier oder Grußkarten mit Blütenblättern gestaltet wurden. Zugunsten des Sozialwerks der Ackermann-Gemeinde wurden und werden diese Dinge verkauft.

Im religiösen Arbeitskreis von Altabt Gregor Zippel OSB standen Bibelmeditationen

aus dem Alten und Neuen Testament im Mittelpunkt, wobei die Teilnehmer auch persönliche Erfahrungen einbrachten. Heiter ging es schließlich im literarischen Arbeitskreis (Leitung Manuela Koprikova) zu, denn hier bildeten humorvolle Texte von deutsch schreibenden böhmischen Schriftstellern die Basis der Beschäftigung.

Die vielen Angebote ermöglichten den Teilnehmern, ausgewählte Aspekte der Kultur der böhmischen Länder kennenzulernen, sich aktiv mit ihnen auseinanderzusetzen und sie sich anzueignen. Im nächsten Jahr werden die Rahmenbedingungen jedoch andere sein. Denn vom 2. bis zum 5. August 2012 wird wieder die Jahrestagung bzw. das Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde stattfinden. Für diese Veranstaltung studieren dann der Chor und das Orchester mehrere geistliche und weltliche Werke ein. Daher ist der Rohrer Sommer im kommenden Jahr bereits im Frühling, voraussichtlich vom Ostersonntag (8. April) bis zum Weißen Sonntag (15. April). *Markus Bauer (KK)*

Thron-Konfusion

Selbst die Sessel im Königsberger Schloß, von denen aus Preußen einst regiert wurde, „gingen auf die Flucht“

Zahlreiche Gemälde und Möbel wurden kurz vor dem Bombenangriff in der Nacht vom 29. zum 30. August 1944 aus den Gemächern des Königsberger Schlosses gerettet und nach Schloß Rheinsberg in der Mark Brandenburg ausgelagert. Dort wurden sie jedoch bei Kriegsende 1945 von der Roten Armee geplündert und in die Sowjetunion verbracht.

Zu dem wenigen noch erhaltenen Kunstinventar, das sich heute in der Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) befindet, gehören zwei

ArMLEHNSSEL aus dem Fliesensaal des Königsberger Schlosses, dem als Thronsaal von 1701 eingerichteten größten Saal des Ostflügels. Wie die Schloßführer und weitere historische Aufnahmen zeigen, handelt es sich um die Throne König Friedrichs I. von Preußen.

Diese überdauerten in ruinösem Zustand bis nach der Wende im Depot des Neuen Palais in Potsdam-Sanssouci. Um 2000 wurden sie restauriert und befinden sich nach einer



Thronsessel König Friedrichs I. von Preußen
 Bilder: Stiftung Preußische Schlösser und
 Gärten Berlin-Brandenburg

Zwischenstation des einen Sessels im Schloß Charlottenburg in Berlin heute beide im Schloß Oranienburg bei Berlin, dem Schloß, wohin der erste preußische König nach seiner Krönung in Königsberg zunächst zurückgekehrt war.

Nach Auskunft des Archivs der Stiftung 2007 sollte die Herkunft aus Königsberg eigentlich nur für den einen Sessel gesichert sein. Dieser ist im Schloßführer von 1936 abgebildet: „Dem Eingang gegenüber Thronsessel und Krönungstisch Friedrichs I. ...“ Im Führer von 1937 steht allerdings nach der Restaurierung des Fliesensaals um 1936 der andere Thron am Krönungstisch unter dem Thronbaldachin. Der erstere ist an die seitliche Fensterwand gerückt und erscheint später überhaupt nicht mehr.

Im Archiv des Neuen Palais in Potsdam-Sanssouci fand ich eine Inventarkarte mit dem im letzteren Schloßführer abgebildeten Sessel, auf der die Herkunft aus dem Königsberger Schloß mit einem Fragezei-

chen versehen ist, obgleich die Identifizierung durch die in Adlerköpfen endenden Armlehnen möglich war. So wandte ich mich an Burkhardt Göres, den ehemaligen Direktor der Schlösser und Sammlungen. Er bestätigte vor zwei Jahren, daß es sich um den Thronsessel aus dem Fliesensaal handelt, der aus Rheinsberg „nach 1945 nach Potsdam“ kam.

Im Verlustkatalog der Gemälde von 2004 – für die Möbel liegt dieser noch nicht vor – bemerkte Göres zum ersteren Thron, daß „ein Porträt Kurfürst Friedrich III. [seit 1701 König Friedrich I. von Preußen] gerade auf diesem Sessel sitzend“ zeigt, doch handelt es sich bei dem über dem Thron in Oranienburg hängenden Gemälde, vermutlich von Wentzel d. Ä., um einen zwar sehr ähnlichen, aber nicht identischen Thron, wie 2011 auch Heidrun Vier, die Kustodin des Schloßmuseums Oranienburg, bestätigte.

Der erstere Sessel im „Audienzsaal“ des Schlosses Oranienburg ist aus Rotbuche

Thron des ersten preußischen Königs?



geschnitzt und weist nunmehr an Rückenlehne und Sitz eine mit rotem Damast bezogene Polsterung sowie auf der Innenseite des Gestells noch die Inventarmarke „Schloß Königsberg/Zimmer Nr. 473 (Fliesensaal)“ auf. Zu dem letzteren mit rotem Seidendamast bezogenen Sessel aus Laubholz in der „Weißen Schlafkammer“ von Oranienburg heißt es in den vor dem Bombenangriff 1944 nach Potsdam ausgelagerten Inventarbüchern: „Thronsessel mit vergoldetem Untergestell mit Kreuzverbindung, reich geschnitzt. Armlehnen enden in Adlerköpfen, Sitz und Rückenlehne mit weinrotem Samt gepolstert.“ Allerdings fehlt bei dem Sessel die Inventarmarke, vermutlich ging sie verloren.

Alfred Rohde, der Ende 1945 in Königsberg umgekommene Direktor der Städtischen Kunstsammlungen, bezeichnet noch im Schloßführer von 1942, der keine Abbildung mehr enthält, den Thronsessel als den König Friedrichs I. Die gleichlautende Formu-

lierung in den Führern – „Thronsessel und Krönungstisch Friedrichs I.“ – läßt aber keine eindeutige Identifizierung zu. Ernst Gall (gestorben 1957), Direktor der Schlösserverwaltung in Berlin und Potsdam, wird aber die Throne bei der grundlegenden, den älteren Zustand des Saals wiederherstellenden Restaurierung um 1936 nicht ohne Grund ausgetauscht haben.

Die Inventarbücher „Königsberg“, die am 25. August 1944 – nur eine Woche vor Beginn des Zweiten Weltkrieges – von Gall unterzeichnet sind und sich heute in der Plan- kammer des Neuen Palais befinden, stellen eine unschätzbare Primärquelle für die Aus- lagerung dar, denn hier vermerkte 1944 ein Beamter der preußischen Schlösserver- waltung, ich vermute, der letzte Königs- berger Schloßoberinspektor Friedrich Hen- kensiefken (gestorben 1992), die Überfüh- rung der Gemälde und Möbel nach Rheins- berg neben den betreffenden Stücken mit Bleistift. *Heinrich Lange (KK)*

Mit Büchse, Feder und Verständnis

So näherte sich der Jäger und Fotograf, Schriftsteller und Naturschützer Walter von Sanden-Guja der Natur

Eine neue Kabinettausstellung im Kulturzen- trum Ostpreußen erzählt das Leben des Naturschriftstellers Walter von Sanden- Guja, dessen Einsatz für die Natur allerdings über seinen Schreibtisch weit hinausreichte. Nach seiner Flucht aus Ostpreußen nach dem Zweiten Weltkrieg engagierte er sich für den Naturschutz am Dümmer.

Der am 18. Juni 1888 in Marienwalde im Kreis Darkehmen geborene Walter von Sanden wuchs in Launingken im Kreis Angerapp, das 1938 in Sanden umbenannt wurde, auf. Bereits 1911 übernahm er die wirtschaftliche Lei- tung des 2750 Hektar großen Besitzes sei-

ner Eltern, wovon 366 Hektar zu Klein Guja gehörten. Mit einer Unterbrechung durch den Einsatz als Offizier im Ersten Weltkrieg an der Ostfront blieb er bis zur Flucht im Januar 1945 Landwirt.

Der Lebensmittelpunkt von Walter von San- den, der 1914 heiratete, war ab diesem Zeit- punkt das Gut Klein Guja im Kreis Anger- burg südlich des Nordenburger Sees. In die- ser Zeit hatte er Kontakte mit Amtsgerichts- rat Dr. Friedrich Tischler, einem der besten Kenner der ostpreußischen Vogelwelt, und Ernst Schütz, dem Leiter der Vogelwarte in Rossitten, die seine Einstellung zur Natur

wesentlich beeinflussten, sowie mit Otto Koehler, Professor für Zoologie in Königsberg, der ihn auf Grund seiner Kenntnisse der Tierwelt als „ganzheitlichen Ökologen“ bezeichnete.

Faszinierte ihn vor dem Ersten Weltkrieg noch die Jagd, so spürte er später den Tieren seiner Umgebung nur noch mit dem Fotoapparat nach. Er baute sich Ansitze und unternahm Touren mit seinem Boot, um Tiere und Landschaft im jahreszeitlichen Rhythmus zu fotografieren. Die Abzüge für seine ersten Ausstellungen stellte er in der eigenen Dunkelkammer her.

Gegebenheiten des täglichen Lebens und die Abläufe in der Natur beschrieb Walter von Sanden in einfühlsamer und leicht verständlicher Sprache. 1933 erscheint mit „Guja – See der Vögel“ sein erstes Buch. „Das gute Land“ und „Schicksal Ostpreußen“ sind herausragende Autobiographien, die Gegenstände seiner Naturschilderungen entstammen seiner Umgebung. Von ihm erdachte Geschichten erschienen erst nach dem Zweiten Weltkrieg, 1965 sein erster Gedichtband. Ein weiteres bekanntes Werk von Sanden ist „Die Geschichte meines Fischotters“ aus dem Jahre 1939. Dazu modellierte seine Frau Edith die Plastik des auf dem Gutshof lebenden Fischotters „Ingo“, der auch den bekannten Tierfilmer Heinz Sielmann bei seinem Besuch in Klein Guja im Sommer 1937 faszinierte.

Die Jahre des Nationalsozialismus gingen nicht spurlos an Sanden vorüber. Sein freundlicher Umgang mit auf dem Gut eingesetzten Kriegsgefangenen wurde von regimetreuen Nachbarn und der NSDAP kritisch betrachtet. Den Versuchen der Nazis, ihn in ihre Strukturen einzubinden, widersetzte er sich mit Nachdruck.

Als im Januar 1945 die Rote Armee in Ostpreußen eindrang, brachen Walter und Edith von Sanden-Guja in Richtung Westen auf. Über das Eis des Frischen Haffs und weiter auf überfüllten Straßen gelangten sie zuerst nach Pommern, Neustrelitz und Havelberg.



Es ist etwas Besonderes, der Fischotter eines Dichters zu sein: Ingo, modelliert von Edith von Sanden-Guja

Bild: Kulturzentrum Ostpreußen

Dort entschieden sie sich, die Flucht zu dem 1929 von ihnen erworbenen Hafnerhof in Kärnten fortzusetzen. Später siedelten sich die beiden am Dümmer an, wo sie 1952 in Hude ein kleines Haus bauten.

Wie in seiner ostpreußischen Heimat für den Nordenburger See, engagierte sich Sanden an seinem neuen Wohnort für die Natur, vor allem für den natürlichen Erhalt des Dümmer. Allerdings konnte er die Maßnahmen zur Rettung des Sees wie etwa den Bau einer Abwasserringleitung, die den See vor der Überdüngung durch die Landwirtschaft schützte, nicht mehr in Gänze erleben. Der 1958 mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen für Literatur und 1965 für seinen Einsatz um den Dümmer mit dem Verdienstkreuz des Niedersächsischen Verdienstordens ausgezeichnete Walter von Sanden-Guja starb am 7. Februar 1972. Sein Nachlaß, darunter unveröffentlichte Gedichte, liegt bei der Kreisgemeinschaft Angerburg in Rothenburg/W.

Die vom Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg konzipierte und von Bernhard Denga vom Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen graphisch gestaltete Ausstellung, in der neben den Bildtafeln über das Leben des Schriftstellers auch zahlreiche Originalwerke sowie Tierplastiken seiner Ehefrau Edith zu sehen sind, ist bis Dezember 2011 im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zu sehen. (KK)

Das Gegenteil von Leere

Das ist nicht Fülle, sondern Form – der Bildhauer Siegfried Erdmann

Am 27. August 2011 wurde der Bildhauer Siegfried Erdmann, der 1926 in Allenstein, Ostpreußen, geboren wurde und in Dortmund lebt und arbeitet, 85 Jahre alt. Die Dortmunder Presse würdigte in ausführlichen Artikeln sein Schaffen für die Region und darüber hinaus. Nach dem Krieg begann er 1947 seine Ausbildung bei dem Bildhauer Fritz Viegner in Delecke am Möhnesee, studierte bis 1952 an den Kölner Werkschulen bei den Professoren W. Wallner und L. Giess und ist seit 1952 als freischaffender Bildhauer tätig. Seine Frau Doris, ebenfalls Künstlerin und als Kunststickerin und Keramikerin tätig, lernte er während der Studienzeit in

Das Innerste äußern: Siegfried Erdmann, Aufgetürmt

Bilder (auch Titel und S. 4): die Autorin



Köln beim Aktzeichnen kennen und ist seit 56 Jahren mit ihr verheiratet.

Siegfried Erdmanns Arbeitsgebiete sind freie Plastik, Bauplastik, Wandreliefs in Stein, Holz, Bronze, Beton und Keramik und Plaketten. Im Laufe der Jahre entwickelte er für den öffentlichen Bereich zahlreiche Großplastiken und Reliefs als Auftrag oder durch Wettbewerbe. In der Zusammenarbeit mit seiner Frau entstanden auch mehrere keramische Arbeiten, so 1979 ein großflächiges plastisches Wandrelief in Unterglasurmalerei in Räumen der Gemeinde der katholischen Kirche in Dortmund-Schüren.

In zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland hat er sein Werk der Öffentlichkeit vorgestellt, seine Werke befinden sich sowohl im öffentlichen als auch im privaten Besitz. Bereits 1952 erhielt er den Preis der Ausstellung „Eisen und Stahl“ in Düsseldorf.

Sein künstlerisches Werk kann man in zwei Themenbereiche gliedern: figürlich und organisch abstrakt. Intensive Natur- und Anatomiestudien sind für Siegfried Erdmanns Arbeiten kennzeichnend. Anfangs entstanden Akte und figürliche Plastiken sowie Arbeiten, die Eindrücke aus der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Thema hatten. Im Laufe der Zeit wurden die Formen immer straffer und themenunabhängiger. Der Prozeß der Beschränkung auf Wesentliches führte schrittweise durch Verdichtung der Aussage zur Abstraktion. 1965 entstand – wie er selber sagt – seine erste abstrakte Plastik.

Abstraktion heißt, die äußere Hülle der vertrauten dinglichen Wirklichkeit „abziehen“, um den verborgenen Kern, die innere künstlerische Erfahrung sichtbar zu machen. Jedes Material hat seine spezifischen Eigenschaften, die der Künstler beachten muß.

In jungen Jahren waren es, neben vielen anderen Techniken, auch große Steine, die Siegfried Erdmann behauen hat. „Da muß man sich fit fühlen“, sagt er, der früher bis zu 80 Stunden in der Woche in seinem Atelier direkt hinter seinem Haus gestanden hat. „Bildhauerische Arbeit erfordert viel Kraft.“ Schon immer war es sein Traum, einen Skulpturenpark zu haben. In dem großen Garten um das Haus und Atelier hat er sich diesen Traum erfüllt.

Siegfried Erdmann arbeitet auch heute noch, wenn irgend möglich, jeden Tag in seinem Atelier, umgeben von seinen Skulpturen aus Stein, Gips, Ton in allen erdenklichen Größen. Jetzt sind es kleinere bis mittlere Objekte, denen er sich zuwendet. Die in den letzten Jahren entstandenen Plastiken sind überwiegend in dem warmen terrakottafarbenen Ton belassen, zeigen keine glatte Außenhaut,

sondern wirken durch eine matte, porige, das Licht saugende Oberflächenstruktur sehr lebendig. Die abstrakten Gebilde beziehen aus dem Wechsel von stärkeren und flacheren Krümmungen, aus dem nach außen drängenden Volumen ihre innere Kraft. Die Arbeiten sind intuitiv, emotional, klar und handwerklich sensibel geprägt. Im Schaffensprozeß zeigt sich der Dialog zwischen dem Material und dem Künstler.

Siegfried Erdmann war immer freischaffend tätig. Er ist ein sehr bescheidener Mann. Es gab Zeiten mit Aufträgen und erfolgreichen Wettbewerbsteilnahmen, aber auch Zeiten, in denen es etwas ruhiger um seine Kunst wurde. „Die geistige Unabhängigkeit, die haben wir behalten“, sagt er und meint sich und seine Frau. Und es klingt ein wenig Stolz aus seinen Worten.

Ulla Dretzler (KK)

Gläsernes Schmachten

Glas und Keramik der „Petticoat-Ära“ in Rheinbach

In der Dauerausstellung des 1968 von den „Freunden edlen Glases e.V.“ gegründeten Glasmuseums Rheinbach im Bürger- und Kulturzentrum Himmeroder Hof sind wertvolle Gläser vom Barock bis zum zeitgenössischen Studioglas vertreten. Das Museum gibt einen umfangreichen Überblick über die Tradition und Kunst der böhmischen Glasherstellung und -veredlung. Neben barocken Schnittgläsern, Farb-, Schliff- und Schnittgläsern des Biedermeier, Freundschaftsbechern, Prunkpokalen des Historismus sowie Bäder- und Souvenirgläsern des 19. Jahrhunderts sind auch Jugendstil-, Art-Déco- und Fachschulgläser aus Steinschönau und Haida zu sehen. Eine besondere Abteilung veranschaulicht den Werdegang des Rheinbacher Glases.

Zu den Kernaufgaben des Spezialmuseums gehört die Vermittlung der Vielfalt in der

Glasentwicklung bis in die Gegenwart. So zeigte auch die jüngste Sonderausstellung „Fernweh“ neue künstlerische Facetten. Das Glasmuseum und das Archiv der Stadt Rheinbach haben gemeinsam eine Auswahl von Gläsern und Keramikerzeugnissen aus der „Petticoat-Ära“ ausgewählt und die Besucher zu einer imaginären Zeitreise in die 50er bis 70er Jahre des letzten Jahrhunderts eingeladen.

Ein Großteil der Exponate mit Bezügen zu mehreren rheinischen Hütten stammt aus der Privatsammlung von Dr. Helmut Wirges, Vereinigte Museen im Jakobshof/Oberstedem. Auch die farbenfrohen Gläser aus der Euskirchener Ingrid-Hütte wurden von der Familie Wirges ausgeliehen. Eine Auswahl veredelter Gläser aus den Beständen des Museums wurde ebenfalls passend in Szene gesetzt. Ein weiterer privater Leih-



*Gute Laune –
glasklar: bunte
Vasen aus der
Ingrid-Hütte*

Bild:
Glasmuseum
Rheinbach

geber, Dr. Karlheinz von den Driesch aus Bonn, der sich auf Keramikteller und Vasen spezialisiert hat, stellte Objekte aus den ehemaligen Keramikfabriken in Rheinbach zur Verfügung, darunter jene der Firmen Ruscha, ES-Keramik und Marei.

Dr. Ruth Fabritius, die Leiterin des Glasmuseums, sprach von einer „Gute-Laune-Ausstellung“, als sie die Besucher auf die Präsentation einstimmte. Wer die Fünziger und Sechziger miterlebt hat, weiß, daß es damals galt, exotische Welten neu zu erkun-

den. Die Ausstellung greift das Thema der Entdeckungsreisen als Schwerpunkt auf und stellt auch typische Formen und Dekore vor. Aus der Exponatenvielfalt ist ersichtlich, daß es ein Hauptanliegen der Künstler und Kunsthandwerker war, die Schattenseiten der Nachkriegsjahre durch die Ausdruckskraft der Farben und den dynamischen Schwung der Linien zu mildern.

Zum Gelingen der Ausstellung hat der Stadtarchivar Dietmar Pertz – der übrigens bereits eine Broschüre zum Thema „Keramik in der Stadt Rheinbach“ herausgebracht hat – einen beachtlichen Beitrag geleistet. Ihm oblag u. a. die Aufgabe, treffende Überschriften für die einzelnen Vitрины zu kreieren. Pertz wählte für die verschiedenen Themenbereiche Überschriften aus beliebten Schlagern der Zeit. So etwa sind unter der Schlagzeile „Zieh’n die Fischer mit ihren Booten“ Vasen und Wandteller zu sehen, die mit Fische-, Angler- oder Netze-Motiven versehen sind. Passend zum Liedtext „Der Löwe schläft heut nacht“ gibt es Tierplastiken aus dem Hause Ruscha. Unter „Es gibt kein Bier auf Hawaii“ wiederum sind Vasen und Schalen mit Hawaii-Motiven untergebracht. (KK)

KK-Notizbuch

Vom 29. September bis zum 2. Oktober veranstaltet der Wangener Kreis – Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ seine **61. Wangener Gespräche** in der Stadt im Allgäu mit Ausstellungen, Lesungen, Vorträgen und einem Konzert. In einer Feierstunde wird der **Eichendorff-Literaturpreis** an den Schriftsteller **Jörg Bernig** verliehen.

Das **Sozialwerk der Ackermann-Gemeinde** organisiert vom 21. bis zum 23. Oktober im Benediktinerkloster Rohr/ Niederbayern das V. Symposium „Patrone

Europas“ zu „**Glaubenszeugen in totalitärer Zeit**“. Informationen unter www.sozialwerk-ag.de.

Die Academia Baltica – **Akademie im Ostseeraum** veranstaltet vom 21. bis zum 23. Oktober eine **deutsch-polnische Begegnung** in Sankelmark zu deutsch-polnischen Erinnerungsorten: www.academiabaltica.de.

Im Rahmen der **donumenta**, dem internationalen Festival Bayerns für Kunst und Kultur der Donauländer, zeigt das **Kunst-**

forum Ostdeutsche Galerie Regensburg vom 18. September bis zum 30. Oktober aktuelle **Kunst aus Serbien**.

Das **Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsseldorf zeigt bis zum 4. Oktober Malerei und Grafik der rußlanddeutschen Künstler **Michael Disterheft** und **Alexander Stroh** unter dem Titel „Eine Welt der Kontraste“. Zugleich bietet eine

Präsentation einen Überblick über Leben und Werk des Bukowiner Dichters **Alfred Kittner**.

Das Münchner **Haus des Deutschen Ostens** zeigt bis zum 4. November „Begegnungen“ von **Ingo Glass**.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de